



„Sieg"


Dei
Sub Numine
Viget

„Sieg"



Ein
Kriegsbuch von Ferdinand Gruner.

Verlegt bei Ed. Strache in Warnsdorf i. B.
1916.

Lithographien und Buchschmuck von August Brömse. Druck und Einband besorgten die Graphischen Kunstanstalten Ed. Strache, Warnsdorf i. B., im Kriegsjahr 1916.

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Der Tod im Felde	5
Die Heldin von Stara Starok	13
Russische Manöver	47
Im Notspital	53
Die Talsperre	67
Menschenfresser	108
Fliegerleutnant Erich Leinweber	112
Das Rezept des Tartaren	147
Eine Vision	165
Johann Erlebachs italienischer Sprachkurs	173
Der weiße Danilo	190
Tiroler Weihnachten	201
Ballast	210
Rozlebas Begräbnis	220
Das ungastliche Forsthaus	232
Ausklang	252

Der Tod im Felde.



Liebe Tochter!

Lies diesen Brief am Morgen, wenn Du mit voller Kraft an die Dinge herantrittst, die Deiner im Hause harren. Lies ihn, nachdem Du die Kinder in den Garten geschickt hast, damit sie die jungen Glieder in der Sonne baden. Küsse sie, tue es auch in meinem Namen.

Dann sieh zu dem Kaiserbilde auf, das in Euerem Wohnzimmer neben dem Kreuze hängt. Denk daran, wie viel an Schmerzen der Göttliche erduldete, als er auf der Erde wandelte und wie viel Leiden die gekrönte Stirne unseres guten, alten Kaisers umwitterten.

Dann wirst Du stark genug sein, auch von Dingen zu hören, die an unser tiefstes Inneres greifen. Dann werden Dich die Geschehnisse gefaßt finden, von denen ich mit Dir sprechen will, weil wir unser beider Leben damit untrennbar verknüpft haben.

Wir wollen miteinander von der schweren Zeit sprechen, die wir und mit uns Millionen Menschen durchleben. Darüber, was uns an sie bindet und von ihr scheidet.

Der Krieg scheidet und bindet die Menschen. Es gibt nichts auf dieser sonnbeglückten Erde, was ihm

gleich käme. Denn er entscheidet über das Glück oder Unglück ganzer Völker und Zeiten. Die Opfer sind unerhört und unmeßbar an anderem, wie auch die Wirkungen des Sieges Generationen empfinden. Die Tore zum Glück, zu blühendem Wohlstand, zu Freiheit und Kultur schließt der Krieg auf. Aber sein Schritt ist ehern und das Blut frischäugiger Geschlechter trinkt er aus.

Nur eines sollte ihn begründen: Der Wille zum Recht und die Abwehr des Unrechtes, das die ewigen Gesetze der Menschheit höhnt.

In einem solchen Kriege stehen wir nun. Wir wollen kein fremdes Volk unterjochen und keinem Land die Freiheit nehmen. Aber unschuldig vergossenes Fürstenblut schreit nach Rache. Die Ketten mußten gesprengt werden, mit denen wir heimtückisch umstrickt wurden. In Strömen von Blut sollte unser ehrwürdiges Reich untergehen und damit jene große und vielgestaltige Kultur, die vor allem unser Volk in nie ermüdeter Arbeit in langen Jahrhunderten geschaffen hat. Die Feinde wollten unsere Vergangenheit auslöschen und unsere Gegenwart.

Dagegen stand das ganze Volk auf. Der Bauer ging vom Pfluge weg, der Handwerker vom Amboß und aus der Werkstatt, die Arbeiter aus den surrenden Sälen der Fabriken. In den Schreibstuben zogen die blassen Männer die Kittel aus und nahmen die Wehr auf die Schulter. Die Hochöfen sind erloschen, die Maschinen stehen still. Die gewaltige Symphonie der Arbeit ist verklungen.

Frauen lenken die Gespanne mit dem Erntesegen heimwärts und stehen in den Läden, wo sonst Gatte und Vater standen. In den Spitälern sind Frauen und Mädchen geschäftig tätig. Das Rote Kreuz ist die Fahne, zu der sie schwören, wie die Männer zu der Fahne Schwarz-Gelb, zu den kaiserlichen Farben.

Das bindet uns an diese Zeit. So steht jeder, der wachen Sinnes ist, in diesem Krieg.

Noch stehen die Feinde mit ihren mächtigen Heeren fern von den Grenzen unseres Heimatlandes. Aber sie strecken die gierigen blutbefleckten Hände doch nach ihm aus. Sie wollen die still gewordenen Städte veröden und die Dörfer, die nun einsam liegen.

Von verhaltenem Atem ist die Welt. Geheimnisvoll ist jeder Tag, der im Osten anbricht. Geschehnisse in bunter Fülle kann jeder bringen. Jeder erfüllt Schicksale. Schicksale, die Liebe umbangt und Leid betrauert.

Stille wie in den Straßen ist es auch in den Herzen geworden. Aber Quellen haben wieder zu rauschen begonnen, die wir lange nicht mehr gehört. Aus verborgenen Tiefen brechen sie hervor: rein und reich. Es ist ein köstlicher Überfluß. Die Menschen haben sich besonnen auf das, was sie eint und erkannt, daß es so unendlich vieles gibt, was sie zusammenschmiedet.

Gefühle sind wach geworden, die verdorrt schienen in einer Zeit, die tändelnd und dabei unfroh dem Tage und nur diesem lebte.

Der Begeisterung heilige Flamme loht und ein wundersames Vertrauen in den Schutz des unnennbaren Gottes ist wach geworden mit ihr.

Es weht eine reinere Luft. Es ist, als ob unser Geschlecht wieder jung geworden wäre. Es gibt keine Alten, die eigensinnig und eigenwillig nur an sich selbst denken. Der gleiche stürmende Drang beseelt jugendlich alle. Ein Volk und ein Gedanke!

Liebe Tochter! Überlies diesen Satz noch einmal. Präge ihn ewig Deinem Gedächtnis ein! Weil wir eins sind im Fühlen und Denken, ist aller Schmerz gemeinsam wie alle Freude. Das macht diese ernste Zeit zu einer großen. Das ist wahrhaft Eisen für Gold. Es ist beseligend, daß jeder Schmerz millionenfach Widerhall findet. Gibt es denn überhaupt noch Leid und Betrübnis in dieser großen Gemeine?

Ich sage Dir, mein Kind, es gibt keine. Der Tod hat keinen Stachel mehr. Der tiefste Sinn dieses herrlichen Wortes, das aus den geheimnisvollen Tiefen unserer Seele geschöpft ist, hat sich mir nun ganz erschlossen.

Wohl rinnen die Tränen, aber sie sind voll herber Süße.

Liebe Tochter! Wenn der Tod keinen Stachel mehr hat, dann ist das Leben kein Vorrecht, kein Besitz, um dessen Verlust wir trauernd klagen. Da ist es, wie Blüte und Frucht. Die Blüten müssen vergehen, damit die Ernte reif wird.

Du hattest meinem Sohn, der Dein Gatte ist, etliche Kornblumen auf den Hut gesteckt, neben einem

kleinen Busch Ähren, als er von uns ging. Das hat mich gerührt. Anton lächelte fröhlich, als er hinausschritt und sich noch einmal an der Straßenecke umwandte. Ich sehe sein gebräuntes, ruhiges Gesicht vor mir. Sein Blick war voll Vertrauen in das Kommende. Er ging, um ernten zu helfen.

Liebe Tochter! Als der Junge in der Wiege lag, da sorgten Mutter und ich mich, ob er auch würde zur rechten Zeit aufrecht gehen lernen. Es war eine törichte Sorge, aber es haben sie wohl alle Eltern. Er lernte gehen. Als er in die Schule eintrat, sorgten wir uns, ob er das Wissen würde erfassen können, welches das Leben heischt. Er wurde ein braver Schüler, mit dem die Lehrer zufrieden waren. Als er hinaustrat in das wirkende Leben sorgte ich mich, ob auch etwas Tüchtiges aus ihm werden würde. Denn jeder soll der Menschheit ein Gewinn sein und wenn auch nur ein Blatt, über das ein weinendes Kind lächelt, wenn es der Wind bewegt. Er wurde, gottlob, ein ganzer Mann. Er hatte ein helles Auge, eine offene Hand und ein empfindendes Herz. Ein Gutteil der Eigenschaften meiner lieben seligen Frau. Als er auf eigenen Füßen stand, sorgte ich mich, ob er auch ein Mädchen finden würde, das seiner Liebe würdig wäre und die Gewalt, die sie über sein heißes Herz gewinnen würde, zu seinem Vorteil nützen würde. Er fand Dich. Ich sage Dir, liebe Tochter, Dank, daß Du meinem Sohn eine Frau wurdest, wie ich es hoffte. Du hast das Gute in ihm zur Reife gebracht und die kleinen Härten, die ihm anhafteten, gemildert.

So sind mir alle Wünsche in Erfüllung gegangen und, ich hoffe, auch Dir. Du hast mir ja gesagt, daß Ihr glücklich gewesen seid.

Als Anton in den Krieg zog, hatte ich einen Wunsch und nur den einen, daß er seine Pflicht restlos erfüllen würde, wie das Gesetz, das tief eingeschrieben in unsere Herzen ist, es befiehlt.

Liebe Tochter! Er hat seine Pflicht bis zum Äußersten erfüllt.

Nun rufe Deine Kinder herbei! Sammle sie um Dich und küsse sie. Weine! Die Tränen werden Dein Herz freimachen für den einen großen und feierlichen Gedanken, daß unser Anton auserseḥen war zu dem größten und heiligsten Opfer, das wir bringen können. Er hat es mit Freuden gebracht. Es war Erntezeit und er ging hin, um selber geerntet zu werden.

Wenn Du nun Tränen in den Augen der anderen siehst, dann denke daran, daß sie auch ihm gelten. Denn die herrliche und heilige Sache des Vaterlandes war die seine. Für alle und für uns starb er: Für den Kaiser und das Reich, wie für unsere kleine Stadt, für unser kleines, glückliches Haus. Er starb, damit der linde Hauch weiter um die herbstlichen Blumen fächle, damit die Saaten auch ferner ihre Keime treiben können.

Wenn einst die Kunde des Sieges durch die Straßen eilt, wenn die Fahnen im Winde sich wiegen und die Augen der Menschen voll Glanz und Freude sind, dann ists der Dank auch für ihn, für meinen tapferen Jungen, der Dein Gatte war.

Das sag' Deinen Kindern und mache ihren Glauben zu dem Deinen. Wenn Du Zeit findest, dann komme zu mir herüber. Wir wollen den Spuren des geliebten Toten nachgehen und von ihm sprechen, der unser Stolz war und unser Held bleibt.

Es grüßt Dich vom Herzen

der Vater Deines Gatten.







Die Heldin von Stara Starok.

Die Station Stara Starok liegt in den Karpathen. Sie ist klein und wenig bekannt, da sie keine Bedeutung für den Verkehr hat. Denn sie ist an der Verbindungsbahn gelegen, die zur Hauptstrecke leitet. Etwa hundert Kilometer weiter westlich führt der Schienenstrang in einem tiefen Einschnitt über das Gebirge. Dort braust Zug um Zug über gewaltige Viadukte und weckt in den riesigen Wäldern ein langgezogenes Echo. Von Galizien kommen die Züge und kreuzen sich mit jenen, die von Budapest dem Norden zustreben.

In Stara Starok weiß man von alldem nichts. Es sind nur Lastzüge, die dort fahren und Lokalzüge. Diese haben kleine, niedrige Wagen, die Lokomotiven sind uralt und verbraucht. Sie bringen nur mühsam die Wagen vorwärts.

Die Geleise führen weit durch die Forste mit den dunklen Tannenbeständen, in die hie und da helle Buchen eingestreut sind oder Ebereschen und Birken. Manchmal steigen schmale, steile Felder bis zu dem Schienenstrang empor und werden Straßen überbrückt, zu deren Seiten alte Ebereschen stehen, die im

Herbst rot leuchten und dann immer von Vogelschwärmen umlärmt sind.

An Sonn- und Feiertagen ist die Station belebt. Denn eine halbe Stunde davon liegt auf einer Kuppe eine Wallfahrtskirche. Sie ist Marien geweiht. Die Kirche ist angefüllt mit wächsernen Votivgaben: Gesichtern, Beinen, Füßen und Händen. Auch Krücken hängen in Winkeln neben Bildern in schweren Goldrahmen. Tag und Nacht brennen vor dem großen, den Altar beherrschenden Bilde der Madonna — sie trägt einen himmelblauen, golddurchwirkten Mantel — zwölf armdicke Wachskerzen. Das ist eine alte Überlieferung, die mit Eifer erfüllt wird.

Dorthin kommen viele Prozessionen. Männer in Schafpelzen und in Arbeiterblusen, aber auch Herren in Uniformen. Vor allem Frauen und Mädchen, alle Arten, von den Mägden mit den schwieligen Händen bis zu den Damen in Zobel. Mit entblößten Häuptern und gelösten Schuhen ziehen die Prozessionen den steinigen Weg hinauf und verweilen, betend und singend, bei den vierzehn Kreuzwegstationen, die ihn säumen. Manchmal streben auch Automobile dem gleichen Ziele zu.

Auf der Station Stara Starok herrscht Johann Cienciala als Herr. Daneben gibt es noch einen Wächter, Jirschi mit Namen, der die Weiche bedient und einen Schranken in Ordnung zu halten hat.

Cienciala ist schon acht Jahre auf dieser Dienststelle. Er ist groß, hat dunkle Augen. Seine Wangen haben die Blässe der Ciencialas und seine Stimmung ist eine

nachdenkliche. Er fühlte sich gar nicht glücklich, als er nach Stara Starok versetzt wurde. Namentlich im ersten Winter. Denn der war eisig und heimtückisch streng. Dabei voll Sturm. Er legte mächtige Bäume um und verwehte meterhoch die Geleise mit Schnee. Fast eine Woche lang konnte kein Zug durch den Wall sich durcharbeiten. Sie mußten umkehren. Die Nägel krachten auf dem Dache und man vernahm sogar das gellende Geheul der Wölfe. Die Leute im Dorfe schlugen zitternd und zähneklappernd Kreuze und gelobten Kerzen für die Muttergottes zu Stara Starok, deren Licht wie ein Stern durch die eisigen Winternächte tröstend strahlte.

Es war ein Glück für Cienciala, daß er dann in Marya eine Frau fand, die mit dem Schicksal nicht haderte. Nie klagte die dunkelhaarige, feingliederige Frau, obwohl sie in Städten gelebt hatte, bevor sie Johann Cienciala kennen gelernt hatte. Er war einmal auf Aushilfe in die kleine, galizische Stadt geschickt worden, in der ihr Vater im Amte war. Sie liebte ihn, obwohl manchmal die Einsamkeit so auf ihn lastete, daß er finster vor sich hinsah und kaum ein Wort für sie übrig hatte.

Es kamen zwei Kinder, die kürzten die Zeit so, daß Marya sich oft wunderte, wenn von der Wallfahrtskirche das Abendläuten klang. So rasch kam ihr der Abend, der dunkler und schwerer als in den Städten war. Denn die Schatten der Wälder erfüllten ihn mit ihrer schweigenden Melancholie.

Cienciala erhielt von dem Grafen, dem die ungeheueren Waldungen gehörten, die Erlaubnis zum jagen. Es war dies der Dank für das Entgegenkommen, das er den Förstern im Frühjahr erwies, wenn die Holztransporte begannen. Denn von März bis Juni stand die Station voll Wagen mit Langholz. Die ungeheueren Stämme wurden bis zur Hauptlinie befördert und von dort nach Budapest, bisweilen sogar bis nach Wien.

Der Stationschef streckte manchen Hirsch. Es gab prächtige Tiere darunter. Etlichemale war es ihm sogar gelungen, eine Wildkatze zu erlegen. Das war aber eine ermüdende Jagd. Auch durfte er in den Bächen fischen und sie führten noch Forellen. In einem Hälter, über den er eine Hütte gebaut hatte, vor deren Türe ein altes Schloß hing, sammelte er die Fische. Im Sommer nahm einmal in der Woche ein Kondukteur die Forellen, die dann in ein Fäßchen gegeben wurden, in einen Badeort an der Hauptstrecke mit. Dort wurden sie leidlich bezahlt.

Der Plan war Marynas Hirn entsprungen und ihr floß denn auch der Erlös zu. Sie ging sehr haushälterisch mit dem Gelde um. Denn sie dachte an die Zukunft der beiden Buben, die freilich eben erst gelernt hatten, auf den eigenen Füßen zu stehen.

Karlitschek war ein runder, putziger Kerl, ungeschickt wie ein junger Bär, aber immer vergnügt. Johann blieb eckig und war meist still. Er würde wohl den Spuren des Vaters folgen.

Johann Cienciala wurde fröhlicher, seit Marya auf Stara Starok wirtschaftete. Das kleine Haus, das ein hohes, steiles Dach hatte und an der Wetterseite über der Mauer eine Schicht Schindeln bis zur Erde trug, erfuhr durch sie eine anheimelnde Umgestaltung. In der Küche, die früher öde und kalt gewesen war, hing sie Bilder auf, die sie aus alten Zeitschriften geschnitten und mit hübschen Rahmen versehen hatte. Sie fertigte diese aus farbigem Papier. Auch das Wohnzimmer erhielt manchen von ihr geschaffenen Schmuck. Einen grünen Tischläufer, Vasen für die Blumen und einige Bilder aus fremden Städten. Sie fertigte Bürstenhalter und stickte weiße Deckchen für die Semmelkörbchen.

An das Wohnzimmer stieß die Kanzlei. Eine Türe mündete in diese. Im Sommer stand die Türe stets offen. Wenn manchmal nachts größere Transporte durch Stara Starok gingen, hörte Marya, im Bette liegend, das Klopfen des Telegraphen. Selbst im Halbschlummer wußte sie sofort, wenn die Station aufgerufen wurde. Denn sie hatte zuhause bei ihrem Vater, der ein kleines Postamt an der schlesischen Grenze innehatte, telegraphieren gelernt. Das versetzte sie in die Lage, dem Gatten zu helfen.

Es bereitete der jungen Frau eine heimliche Freude, wenn sie durch den Apparat mit Menschen sprechen konnte, die sie nicht kannte und die sie wahrscheinlich nie sehen würde. Wenn sie erfuhr, was für ein Wetter in Kaschau war und was man in Tarnow neues aus Rußland wußte. Sie fühlte

sich nicht mehr so einsam als zuerst. Es war ihr, als ob sie diesen großen Städten näher wäre als dem armseligen Dorfe, das weiter unten im Tale lag, klein, zerstreut, wie verdrossen. Die Dächer waren strohgedeckt, die Fenster winzig, damit Kälte und Wind nicht hineindringen konnten.

Das Wirtshaus war das ansehnlichste Gebäude. Es hatte eine große, niedrige Stube. Die Wände waren so schwarz und schmutzig wie die Decke. Denn nie war der Kalkanstrich erneuert worden und das Petroleum schwelte immer. Dort gab es Würste, Gulasch und Kuttelflecke für die Gäste. Dazu Schnaps.

Man bekam in Stara Starok billige Hühner und Eier. Auch Butter gab es, aber sie war nicht gut. Sonst ging es knapp zu. Im Winter freilich gab es Schweinefleisch in jedem Haus. Denn überall schlachtete man ein Schwein. Im Sommer aßen die armen Bauern kein Fleisch.

Zirschi, der Wächter, vermittelte den Verkehr zwischen der Station und dem Dorfe. Er war ein einschichtiger Mensch. Einmal in zwei Wochen sollte aus der Nachbarschaft eine Aushilfe für ihn kommen. Aber es verging häufig ein Monat. Kam der Mann, dann hatte Zirschi einen freien Tag. Dann lief er in das Dorf. Spät nachts kam er betrunken zurück. Dann sang er, während er sonst den Mund nicht auftat. Das war von jeher so, daß sich die Wächter betranken. Sonst war Zirschi ein nüchterner Mensch. Verwahrlost sah er freilich aus, weil niemand sich seiner annahm. Sein Bart war lang und rot, das Gesicht von Narben

zerrissen. Doch ein guter Kerl war Zirschi. Mit den Kindern des Stationschefs ging er behutsamer um als ein Mädchen. Er ließ sich den Bart zerren, in die Beine zwicken und lächelte dazu. Die kleinen, grauen Äuglein blinzelten dann geschmeichelt. Halbestundenlang ließ er sie auf dem Rücken reiten und Pferdchen spielen. Dafür gab ihm Marya oft einen Topf Kaffee oder einen Rest Gulasch, das er gerne aß.

In einer Sommernacht, die schwül und dunkel war, begann auf einmal der Telegraph der Station Stara Starok zu klopfen. Unermüdlich wurde sie gerufen. Die Frau erwachte zuerst. Sie stieg eilig aus dem Bette und meldete sich. Summend rollte sich das Papier auf. Es war eine verwunderliche Nachricht. „Extrazüge unterwegs, Station strenge sichern. Wasser bereitstellen."

Marya weckte eilig den Gatten. Er war so überrascht wie sie und zerbrach sich den Kopf, was wohl geschehen sei. Während er sich ankleidete, lief die Frau zu dem Häuschen, in dem Zirschi wohnte. Das einzige Fenster stand offen, sodaß ihn bald ihre Stimme erreichte. Er schnarchte laut. Doch fuhr er mit beiden Füßen in die Höhe, als er die Stimme erkannte.

„Jawohl, Milospanie," hörte sie seine Stimme aus dem Finstern. „Ich bin auf. Ich gehe schon."

Marya lief zurück ins Haus. „Was kann geschehen sein?" fragte sich noch immer Johann Cienciala und trocknete sich das Gesicht, das nun rot war. „Vorgestern ist schon ein Zug ausgeblieben, gestern wieder einer. Gar kein Lastzug ist für heute avisiert worden. Der

Zugsführer wußte keinen Bescheid und Micka auch nicht, den ich telegraphisch fragte."

„Gebe Gott, daß es nichts Schlimmes ist," sagte Marya und zündete im Küchenherd Feuer an. Eine Minute später steckte Zirschi den Kopf zur Türe herein und meldete, daß er den Schranken heruntergelassen habe. Der Stationschef befahl ihm, Wasser in die Gefäße zu pumpen, die Marya bereitstellte. Bald hörte man ihn den Schwengel des Brunnens ziehen, der in dem Gärtchen neben der Station stand und klares, kaltes Wasser förderte.

Als der Morgen die Wälder belichtete, als ob sie zu brennen anfingen, begann der Apparat auch wieder zu klopfen. Cienciala überzeugte sich, daß Zirschi auf seinem Posten war. Alle Töpfe, Kannen und Bottiche waren voll Wasser gepumpt. Sie standen längst des Geleises, sodaß sie sofort zur Hand waren.

Ein Zug fuhr mit langhallendem Pfiff in die Station ein. Er hatte zwei Lokomotiven, und zwar große, funkelnde, neue Schnellzugsmaschinen mit rotgestrichenen Rädern. Es war ein langer Zug, der fast nur aus Güterwagen bestand. Deren Türen waren meist halb geöffnet. Man sah schon von ferne Uniformen. Husaren waren es. Man hörte auch das Wiehern und Stampfen von Pferden, als der Zug hielt.

Ein ganz junger Leutnant mit einem schwarzen Schnurrbart in dem blassen Gesicht kletterte aus dem einzigen Personenwagen, der angeschoben war. Er hatte ein verschlafenes Gesicht und streckte sich, als er

auf dem Boden stand. Als er Frau Marya erblickte, salutierte er. Als er die Gefäße voll des klaren Wassers wahrnahm, nickte er. „Ah, das ist sehr schön, daß so klares Wasser zur Hand ist. Die Pferde haben sechs Stunden lang keinen Tropfen bekommen."

„Für den Herrn Leutnant ist auch ein Glas Kaffee fertig, wenn Sie ihn genehmigen wollen," bemerkte der Stationsvorstand.

Der Offizier lächelte. „Das ist zu viel Aufmerksamkeit. Ich danke, aber zuerst kommen die Pferde dran."

Die Husaren waren aus den Wagen gesprungen. Es waren schlanke, große Menschen. Sie hatten Eimer in den Händen und Zigaretten im Mund. Sie schöpften Wasser aus den Bottichen, aus den Töpfen tranken sie selbst. Sie waren lustig, scherzten und pfiffen. Die Rosse rochen das Wasser und schnoben danach. Mit ihnen sprachen die Reiter: „Schon schon, Onegin. Achtung, Herminka. Es ist schon da, Franzus." Und sie tätschelten die Pferde, die in langen Schlücken tranken.

Dann folgte der Leutnant Frau Marya in die Kanzlei, wo der Kaffee und Brot und Butter bereitstanden. Er aß eine Schnitte und trank den Kaffee in einigen Schlücken. Er dankte sehr höflich und gab der Frau die Hand. „Es ist Krieg mit Rußland seit gestern," erzählte er mit seiner halblauten Stimme.

Marya erschrak und schlug ein Kreuz. „Mit Rußland? Wir haben nur von Serbien gehört. Um Gotteswillen, auch das noch!"

Der Leutnant entzündete sich eine Zigarette: „Mit Serbien freilich auch. Aber das macht ja nichts. Wir werden bald über die Grenze gehen. Wenn es gut geht, könnte es schon morgen sein. Warschau ist eine schöne Stadt. Ich war voriges Jahr auf einige Tage dort."

Dann salutierte er noch einmal und beugte den schlanken Körper. „Auf fröhliches Wiedersehn, gnädige Frau!" Er hatte deutsch gesprochen.

Marya reichte ihm noch einmal die bebende Hand.

Der Stationschef, der voll Eifer war, verteilte unter die Reiter noch rasch die Zigaretten, die er zuhause hatte, dann pfiffen die Lokomotiven und die Fahrt ging weiter ...

Es kamen dann noch viele Züge und alle brachten Truppen. Es waren Honveds mit enganliegenden Hosen, Dragoner mit umgehängten Mänteln, Infanterie mit Laub auf den Kappen und dann Tiroler Landesschützen mit der kecken Feder an der Kappe. Endlich Artillerie, blitzblank die Geschütze, leuchtend die Bronze. Dann liefen Züge durch Stara Starok, die Reservisten brachten, die noch keine Uniformen trugen, nur Kappen. Alle hatten zuversichtliche Gesichter und viele sangen. Sie tranken das frische Wasser, das immer bereitstand, mit Behagen und manchem dankbaren Blick. Manch einer der fremden Männer streichelte auch die Wangen der kleinen Buben, die, hinter dem Zaun des Gärtchens stehend, mit weitaufgerissenen Äuglein die vielen Züge kommen und fahren sahen.

Im Dorfe unten wirbelte die Trommel. Gendarmen und Finanzer zogen, zu Gruppen formiert, den Saumweg hinauf, dem Passe zu. Sie hatten kühne, zuversichtliche Gesichter, aber sie sangen nicht.

Die Prozessionen hörten auf, aber einzeln wanderten viele den steinigen Weg zur Wallfahrtskirche hinauf und vierundzwanzig Kerzen brannten nun vor dem Gnadenbilde.

Marya richtete manchmal nachts den Blick hinauf.

Die jungen Männer aus dem Dorfe waren fort, später kamen auch ältere dran. Es waren einige einsame Wochen, die folgten. Dann kamen nachts müde, abgehetzte Menschen den Saumweg über die Berge herüber. Sie hatten umdüsterte Augen und wunde Füße. In Körben und Bünden trugen sie die Überbleibsel ihrer Habe. Frauen, Kinder und Greise waren es. Sie hatten Hunger und Durst. Lechzend tranken sie das klare Wasser und sahen scheu zurück nach dem dunklen Wald, der drohend und geheimnisvoll dalag in der lastenden Schwüle des späten Sommers.

Dann brachte man auf Tragbahren ein paar Gendarmen und Finanzer über den Paß. Aus den Verbänden sickerte Blut. In dem Dorfe standen Wagen, auf die ein rotes Kreuz aufgemalt war, dorthinein wurden sie gehoben. Johann Cienciala hing zwar noch manchmal die Flinte um und ging in den Wald, aber er kam immer mit leeren Händen zurück. Einmal fand er am Wege, dort, wo er den Schienenstrang überschritt, einen Hügel, der frisch

aus dem Gras geschnitten war. Darauf steckte ein Kreuz. Es war aus zwei starken Ästen zusammengefügt. Die rochen noch nach Harz. Ein Gendarmenhelm hing darüber.

In der Nacht lag bisweilen über den Wäldern ein dunkelroter Schein, als ob es brenne.

Marya suchte die Gewitterkerze hervor und ging am nächsten Sonntag zu Maria von Stara Starok. Die Kirche war voll Betern. Es waren lauter furchige Gesichter, mit Weiß um die Schläfen. Zwei Soldaten waren darunter. Sie hielten knieend die Gewehre zwischen den Händen. Ihre Läufe blinkten in dem gelben Licht der Kerzen. Die Lippen der Soldaten bewegten sich bei der Litanei, aber ihre Augen waren leer. Es war, als ob sie in die Ferne horchten, auf ein Geräusch, das niemand hörte.

Eines Tages ging Cienciala hinunter ins Dorf. Er hatte mit dem Gemeindevorsteher etwas zu besprechen. So war denn Marya allein. Seit acht Tagen war kein Zug durch die Station mehr gekommen. Das Läutewerk gab keinen Ton von sich, der Telegraph schwieg. Es herrschte eine beängstigende Stille.

Zirschi hockte vor der Station bei dem Schranken. Es kam nie ein Wagen. Er hätte ihn nie mehr zu schließen brauchen, aber er tat es gewissenhaft wie immer. Er fluchte und betete abwechselnd. Jeden zweiten Tag trank er nun. Aber er behielt den Verstand diesmal auch im Trunk.

Der Abend war gekommen und der Stationschef noch nicht zurück. Marya saß in der Kanzlei

und wartete. Sie nahm den Klopfer und rief, aber es meldete sich keine Station. Es war, als ob die Welt draußen tot sei.

Die beiden Buben kamen hereingeschnellt und legten die Köpfe in ihren Schoß. Johann schlief vor Müdigkeit ein. Karlitschek fragte ein paarmal, wann wieder die Hotohoto kommen würde. Damit meinte er die Lokomotive. Er hatte vor ihr große Angst, aber er sehnte sich nach ihrem geheimnisvollen, roten Licht, das immer vor ihr herlief.

Die einsame, betrübte Frau antwortete nicht. Denn es war ihr plötzlich, als ob aus dem schweigenden Wald ein Geräusch dränge. Kaum hundert Meter jenseits der Station steckten riesige Tannen ihre Wipfel in die Luft. Vor ihnen stand eine Gruppe junger Ebereschen und ganz vorn waren Himbeersträucher. Dort raschelte es, als ob ein großes Tier sich schleichend vorwärts bewege.

Jirschi, der Wächter, kam zähneklappernd hereingeschoben. „Es kommen Menschen. Ich höre Pferdewiehern im Walde," sagte er mit blau verfärbtem Gesicht. Dann wandte er sich um und flüchtete in der Rinne, in der das Brunnenwasser abfloß, gegen das Dorf zu.

Die Frau schlug ein Kreuz. „Muttergottes, hilf", flüsterte sie. Ihre Finger griffen nach dem Taster. Aber es kam keine Antwort.

Da schlich sie zu dem dunkel gewordenen Fenster. Sie sah, daß sich Körper durch das Himbeergesträuch über die Schienen vorwärtsschoben. Sie krochen

auf dem Bauche, vorsichtig, lautlos, langsam. Bisweilen schien es zu blitzen. Nun richteten sich einige Körper auf. Dann alle. Sie sah Gewehrläufe funkeln und Bajonette flammen. Schwere Schritte stampften auf den Boden. Im Sturm warfen sie sich gegen die Station. Schüsse prasselten, während ein dumpfes Geschrei die Luft durchschnitt. Das Holz klang von den Schüssen, der Mörtel spritzte von den Wänden.

Marya hatte blitzschnell die Kinder ergriffen und in den Hühnerstall gesteckt. Der war leer. Sie waren eingeschlafen und wußten nicht, was mit ihnen geschah. Dann eilte sie in die Kanzlei zurück. Eine entsetzliche Angst erfüllte sie.

Eben wurde von draußen die Türe aufgerissen. Bajonette schoben sich durch Türe und Fenster. Totenbleich, mit stockendem Atem blieb sie an der Wand stehen, als sie die Eindringenden erkannte: Kosaken.

Vorn stand ein riesiger Mensch, die Pelzmütze saß ihm tief im Nacken. Ein junges, finsteres Gesicht starrte sie an. Es war augenscheinlich ein Offizier, der eine rote Laterne in der Hand hielt. Marya erkannte an der zerbrochenen Scheibe, daß es jene war, die vorhin an den Lastwagen gehangen, die in Stara Starok standen. Dieses rote Licht wirkte auf sie wie Blut. Wie durch einen Wirbelwind, der ihr den Atem nahm, hörte sie eine Frage an sich gerichtet. Sie war in gebrochenem Polnisch an sie gestellt. Sie antwortete nicht. Da hörte sie eine andere Stimme auf russisch sagen: „Sie ist vielleicht taub.“ Sie verstand das, obwohl es lange Jahre her war, seit sie zum letzen-

mal diese Sprache gehört hatte. Zuhause gab es einige Russen, die sich mit Flachshandel beschäftigten. Sie verkehrte mit dem Mädchen einer Familie und spielend lernte sie so manches verstehen.

Dann trieb es sie, zu antworten. „Ich bin allein. Mein Mann ist fort."

Wieder fragte der Offizier auf polnisch mit drohender Miene: „Wo?"

Marya sagte: „Im Dorfe."

Ein Fluch klang von den Lippen des Russen. Er hob die Laterne bis über seinen Kopf. Da erkannte sie, daß er kaum die Spuren eines Bartes hatte. Er ließ die Augen nicht von ihr. Sie war einst die Schönste in der Heimatstadt gewesen. Die Augen des Offiziers begannen zu glänzen. Es war ein gelbliches Licht in ihnen, sodaß Marya erschrak.

Da lärmten draußen plötzlich Schüsse. Man hörte heulende Stimmen und Schreie. Augenblicklich ließ der Offizier die Laterne fallen. Die eine Scheibe zerbrach klirrend und das Petroleum floß auf den Boden. Das Licht erlosch.

Die Kosaken stürmten hinaus. Hinter dem Lastwagen hervor waren Schüsse gefallen. Dort hatten Gendarmen und Finanzer sich hingeschlichen. Sie waren aus dem Dorfe gekommen und schossen nun hinter den Waggons hervor auf die Kosaken. Einige stürzten, während sie nach den Feinden suchten. Andere rannten vorwärts. Die Pferde, die in den Himbeersträuchern geweidet hatten, stürmten, von verirrten Kugeln getroffen, den Saumweg hinunter. Aber sie kamen in

Gruben, viele stürzten und bildeten einen großen Knäuel.

Kugeln schlugen in die Fenster der Station. Marya fühlte einen eisigen Schauer über den Leib gehen. Da vernahm sie einen Schrei. Es war die Stimme ihres Karlitschek. Sofort schwand die Schwäche. Sie stürzte durch die Küche hinaus. Die Kinder waren durch die heftigen Schüsse aufgeweckt worden und weinten, als sie sich allein und im Finstern fanden, laut.

Die Mutter faßte sie unter den Armen. „Still, Karlitschek, sei ruhig, Johannes.“ Sie sprach leise, wie ein Hauch, aber so eigen war ihre Stimme, daß die beiden augenblicklich schwiegen. Keuchend trug sie die schwere, süße Last hinaus in die Nacht. Sie eilte vorwärts, ohne zu wissen, wohin. Da tauchte die Hütte auf, unter deren Dach die Quelle mit dem Fischbehälter lag. Ein leiser Schrei kam über ihre Lippen. „Die Gebenedeite hat mich geführt,“ flüsterte sie und probierte, ob das Schloß offen sei. Es war glücklicherweise der Fall. So schlüpfte sie denn mit den Kindern hinein in die Finsternis, die kühl und beruhigend auf sie wirkte.

Durch Tasten überzeugte sie sich, daß der Deckel über dem Behälter lag. Über das Loch, das in die Mitte geschnitten, schob sie einen Stein, den sie aus dem Boden hob.

Karlitschek fing wieder an zu weinen.

„Du mußt ruhig bleiben, mein Söhnchen, wie Johannes,“ sagte sie. Aber der Kleine legte seine

Ärmchen um der Mutter Hals und schluchzte: „Weh, weh Fuß.“

Erschreckt tastete Frau Marya seinen Körper ab. Die eine Zehe war feucht, vielleicht blutig. Er mochte bei dem Tragen an einen Stein gestoßen sein. Sie kühlte die kleine Wunde mit einer Hand voll Wasser aus dem Fischbehälter. „Schlaft, liebe Jungen. Kinder müssen schlafen,“ befahl und bat sie.

„Maminko, Brot, bitte,“ sagte Johannes mit seiner zirpenden, halbverschlafenen Stimme.

Marya wußte, die Kinder würden nicht schlafen, bevor sie zu essen bekamen. Und wenn sie nicht schliefen, würden sie nicht stille sein.

„Ich hole euch Brot und Honig,“ flüsterte sie ihnen also zu und bettete die Körper dicht an einander. Zum Glück war eine dünne Schicht trockenen Laubes am Boden liegen geblieben. „Rührt euch nicht, bis ich wiederkomme. Jirschi ist draußen. Er gibt acht, daß euch nichts geschieht.“

Sie schlüpfte dann vorsichtig hinaus. Das Schießen hatte aufgehört. Sie hörte nur ein leises Stöhnen von den Himbeersträuchern her. Als sie über die Schienen wollte, stieß sie an Körper. Sie lief seitwärts, aber auch dort lagen Tote. Sie erschrak. Denn sie meinte, es wäre Jirschi. Sie beugte sich darum über den einen. Es war ein Gendarm. Er bewegte sich nicht mehr.

In der Nähe des Hauses hörte sie Stimmen. Die Küchentüre war weit auf. Feuer prasselte im Ofen. Kosaken saßen herum und aßen. Sie hatten Speck in den Händen. Ihren Speck, der unten im

Keller lag. Butter brachen sie mit den Händen und verschlangen sie schmatzend. Ihre Butter. Sie sah das von weitem. Unschlüssig blieb sie stehen. Da vernahm sie ein leises, klagendes Meckern. Sie hielten zwei Ziegen, die die Familie reichlich mit Milch versorgten. Auch Käse machte Marya aus der Überfülle der Milch. Wie ein Wink des Himmels klang der entschlossenen Frau der klagende Ruf des Tieres. Sie schlich zum Stalle und öffnete die Türe. Es war nur mehr eine Ziege da, die sie sofort erkannte und freudig ihren Kopf an dem Rock der Frau rieb. Sie löste den Strick und führte, nachdem sie eine Hand voll Heu zusammengerafft hatte, das eilig nachdrängende Tier bis zu der Hütte.

Die Kinder weinten vor Freude. Sie näherten sich der Ziege, aber diese stieß, als sie nach ihrem Euter griffen. Frau Marya molk daher die Milch in ihre hohle Hand und gab sie den Kindern zu trinken. Aber sie waren ungeschickt im Finstern und viel Milch rann auf den Boden.

Die Frau beschloß daher, den Versuch zu wagen, die Blechkanne zu holen, die an einem Kettchen am Brunnen hing. Die Wallfahrer tranken oft daraus.

Marya kam die Madonna wieder ins Gedächtnis. Sie suchte ihr mildes Licht. Ihre Augen, die ihr weh taten, hoben sich zur Höhe. Aber plötzlich stieß sie einen Schrei aus. Über der Kuppe, wo die Kirche sich erhob, lag eine dichte Wolke. Diese war mit glühendem Rot bedeckt. Flammen schlugen über dem Wald empor.

Die Pulse der armen Frau gingen wie im Fieber. Sie schrie noch einmal. Wie angewurzelt blieb sie stehen.

Da spürte sie einen harten Druck auf ihrem Arm. Der hünenhafte Offizier mit dem finsteren Gesicht stand neben ihr. In seinen Augen zuckte es vor Freude und Hohn. „Milospanie wird sich verkühlen. Kommen Sie in Ihr Heim. Sie können den Herrn Gemahl auch dort erwarten. Dort treffen Sie ihn am sichersten."

Mit hartem Drucke zog er sie gleichzeitig mit sich fort bis in das Haus. Die Lampe brannte wie immer. Er schob sie beiseite und dann hob er die Linke. Sie war mit einem Tuch umwunden.

„Milospanie, verbinden Sie mir die Hand. Morgen kommt erst der Doktor. Ihre Landsleute haben Michael Michailowitsch unhöflich behandelt." Zwei Finger waren voller Blut. Im Handeinschnitt mußte die Kugel durchgegangen sein. Marya schauerte. Sie lief in das Wohnzimmer, um eine Bandage zu holen. Aber die Kosaken hatten den Schrank bereits aufgebrochen.

Die sonst sorglich geschichtete Wäsche lag in einem wirren Haufen am Boden. Schmutzige Stiefelabdrücke waren überall sichtbar. Weinend suchte sie ein besonders weiches Linnen aus und verband die Wunde des Leutnants.

Michael Michailowitsch dankte durch ein Kopfnicken. Marya wollte hinausschleichen, aber da herrschte er sie an. „Milospanie, Sie müssen Feuer machen,

falls Sie nicht die Güte haben, mir Ihr Stubenmädchen zu schicken. Mich friert, es ist verdammt kühl in diesem Nest.“ Er schüttelte sich, als ob ihn wirklich friere. Seine Augen glänzten gelblich wie Raubtieraugen.

Die Frau fühlte bei diesem Blick eine jähe Hitze durch ihren müden Körper gehen, daß ihr der Schweiß auf die Stirne trat. Sie heizte ein, fortwährend belauert von dem Manne, der ruhelos in dem Zimmer auf und ab schritt. „Immer mehr“ befahl er. Er trat selbst zum Ofen und warf Stück auf Stück der Kohle in den Ofen, daß die Platte bald zu glühen begann.

„Sind viel der Euren in der Nähe“? fragte er dabei freundlich. Da richtete sich Marya auf. Ihre weißen Wangen waren für einen Augenblick von Purpur überhaucht. „Viele, Herr,“ sagte sie mit stolzer Stimme. „Es sind vielleicht Zehntausende, die in den Bergen und in den Dörfern da liegen. Sie werden bald da sein.“

Der Leutnant verzerrte das Gesicht. „Milospanie, hegen Sie keine trügerischen Hoffnungen? Wir werden uns erlauben, diese Absicht zu verhindern. Übrigens sind wir hier und andere werden folgen. Die Gegend gefällt uns auch.“

Er stand auf und entzündete sich eine Zigarette. „Ihr Herr Gemahl wird entschuldigen, daß ich mich seiner Papyros bediene. Aber die meinen sind mir ausgegangen.“ Als sie Miene machte aufzustehen, bemerkte er in drohendem Tone: „Bleiben Sie dort,

wo Sie sind. Das Feuer muß in Glut gehalten werden." Dabei streiften seine Augen ihren Körper. Er sah, daß sie todmüde war. Plötzlich änderte er gänzlich den Ton. Er hatte nun eine achtungsvolle Höflichkeit in der Stimme. „Oder sind Sie müde, Milospanie? Dann begeben Sie sich zur Ruhe. Sie sind ja zu Hause."

Sein Blick strich über sie hinweg.

„Ich bin nicht müde," erwiderte die erschrockene Frau, obwohl sie die Augen kaum aufhielt.

Der Leutnant trat zum Apparat. Er nahm den Taster. Marya verfolgte mit fieberhafter Spannung seine Bewegungen. Was würde er tun?

Er zog ein Buch heraus und blätterte in ihm. Dann rief er die Station Marykow. Diese hatte seit einer Woche geschwiegen. Aber nun kam Antwort. Marykow antwortete, aber russisch!

Der Offizier gab einige Zeichen, die sie nicht verstand, dann setzte er russisch fort. Sie verstand es, wenn auch nur undeutlich und stückweise. Der Mann, der in Marykow am Empfänger saß, mußte ein Pole sein. Er verstand nicht gut. Der Leutnant mußte vieles wiederholen. Darob schimpfte er. Die lauschende Frau aber hörte, daß ihre Meldung gegeben wurde. „Angeblich sind 10 000 Österreicher in der Nähe in den Orten verteilt. Benachrichtigen Sie sofort Exzellenz davon, daß er Verstärkungen schickt, sonst können wir uns nicht halten." Dann folgten Dinge, die sie nicht verstand und Namen, die sie nie gehört hatte.

Die Müdigkeit kam wieder über sie und verwirrte ihr die Sinne. Da schollen schlürfende, unsichere

Schritte von draußen. Und das Lachen von Betrunkenen war zu hören. Ein bärtiger Kosak trat herein. Er hatte eine große Flasche in den Händen.

„Gnädiger Herr," sagte er auf russisch. „Wir haben da einen kleinen Fund gemacht. Es ist Wodka. Aber ein sehr guter, wie Honig."

Der Leutnant sprang vom Apparate auf. Er nahm dem Kosaken, der sein blatternarbiges Mongolengesicht zu einem Grinsen wandelte, die Flasche mit gieriger Geberde ab. Dann erfaßte er das Wasserglas, das neben ihm stand und goß ein, „Kontuschowka", lachte er auf, auf die goldgelbe Flüssigkeit deutend. In langen Zügen trank er den Inhalt des Glases aus, schüttete es noch einmal fast voll und leerte es wieder.

„Du bist brav," sagte Nikolai Nikolaiwitsch zu dem Kosaken. „Morgen gebe ich Dir dienstfrei." Er zündete sich dann voll Wohlbehagen eine Zigarette an. „So, nun kann man ein bißchen ausruhen. Milospanie, geben Sie auf das Feuer acht. Es darf nicht ausgehen."

Er legte den Kopf auf den Tisch und schlief ein.

Marya schlich hinaus. Im Osten begann sich der Himmel zu röten. Sie kam an den Lastwagen vorbei. An den Puffern waren einige Pferde festgebunden und am letzten Waggon — Jirschi, der Wächter. Sein rechtes Auge war blutunterlaufen. Er hob die gebundenen Hände empor. „Milospanie," flüsterte er der zu Tode Erschrockenen zu, „Gehen Sie nur. Ich komme los." Da sah sie erst, daß ein betrunkener Kosak zwischen den Rädern lag. Er stieß ein Gebrumm

aus und schlug mit der Peitsche nach der davoneilenden Frau.

Die Kinder schliefen. Tränen blühten noch auf ihren Wangen. Die Ziege weidete in den Himbeersträuchern. Über der Höhe, wo die Wallfahrtskirche gestanden, lag dicker Rauch. Auch sonst sah man an mehreren Stellen Rauch aufsteigen.

Frau Marya stützte die Hand auf die Knie. Wo war ihr Gatte?

Warum kam er nicht? Wo war Jirschi gewesen? Ach, wenn Rettung käme! Sie fuhr plötzlich in die Höhe. Ein Gedanke war ihr gekommen. Wenn sie telegraphieren könnte. Aber wohin? Vielleicht nach Tarnow. Dort lagen die Unseren. Die Männer von Stara Starok rückten immer dorthin ein. Wenn man dort wüßte, daß nur wenig Russen in Stara Starok seien, würde man Hilfe schicken, bevor die Feinde Verstärkungen bekamen. Oder .....

Ein zweiter Ausweg eröffnete sich ihr. Sie mußte die Hände in das Wasser tauchen, so fieberte sie. Eine Forelle schlüpfte durch ihre Finger. Sie benetzte sich die heiße Stirn. Wenn das gelang....

Sie horchte nach dem Schlaf der Kinder und dann schlich sie zu der Station zurück. Der Leutnant schlief noch. Aber er hatte getrunken. Die Flasche war leer. Er schnarchte, der Kontuschowka tat seine Wirkung.

Maryas Gesicht war weiß. Sie faßte ihn an den Schultern und rüttelte ihn. Er blieb unbeweglich. Da hob sie seinen Kopf vom Tisch nach rückwärts.

Es war dies eine schwere Arbeit, denn er hatte einen Stiernacken. Dann schob sie den Sessel weg. Wohl eine Viertelstunde bemühte sie sich, ehe sie den Apparat freibekam.

Dann überzeugte sie sich, daß auch die Kosaken schliefen. Sie lagen überall auf dem Boden herum.

Hierauf setzte sich Marya zu dem Telegraphen. Sie rief Marykow. Ihre Finger zitterten aber so sehr, daß der Taster nur undeutliche Zeichen malte. Sie bediente sich der russischen Sprache. Lange dauerte es, ehe die Station antwortete. Sie gab eine kurze Depesche. Er verstand sie nicht. Es war also wohl noch immer der Pole dort am Apparat. Sie mußte sie daher wiederholen. Er tadelte, daß sie Fehler machte. Sie beruhigte ihn.

Dann rief sie Tarnow. Aber würde dort jemand in der Nacht am Telegraph sein. Und wenn, vielleicht waren dort auch schon die Russen. Sie war beinahe unfähig, den Taster niederzudrücken. Es kam keine Antwort. Da überfiel sie die Verzweiflung. Und eine Ohnmachtsanwandlung zwang sie, sich am Tische festzuhalten.

Da rührte sich der Apparat. Es war das geheime Stationszeichen für Stara Starok. Ihr Johann hatte sie es gelehrt, als der Krieg ausbrach.

Sie meldete sich. Mit glühendem Gesicht horchte sie nun. Mit einem Aufschrei sank sie über den Apparat. Sie erkannte an dem Klopfen den Gatten. „Wo bist Du?" fragte sie dazwischen. Er gab keinen Bescheid. Er fragte sie, ob sie und die Kinder lebten und was

mit Zirschi sei. Dann wurde der Ton undeutlich. Wie aus weiter Ferne hörte sie: „Sei getrost. Harre, wir werden Dich retten.“

In diesem Augenblick vernahm sie einen Laut, wie das Schnaufen eines wütenden Tieres. Sie sprang entsetzt auf. Der Leutnant war erwacht. Mit rollenden Augen, furchtbaren Zorn im Gesicht, hatte er sich vom Sessel erhoben. „Verfluchtes Weib,“ schrie er, „Du bist eine Verräterin!“

„Mit wem hast Du gesprochen?“

Seine Fäuste griffen nach ihr. Die eine Hand ließ er freilich gleich los, weil er Schmerzen empfand, aber mit der anderen hielt er sie. Es war ihr, als ob er den Arm zerbrechen würde. Er beugte sich über sie und drückte sie an den Tisch. Sie sah in blutunterlaufene Augen. In ihnen las sie eine solche Gier, daß ihr die Angst vor dem, was ihr bevorstand, einen gellenden Schrei entlockte.

Sie warf den Körper zurück, daß der Unhold einen Augenblick ins Wanken kam. Er taumelte bei dem plötzlichen Gegenschlag, doch erhielt er sich noch. Nun schlug er nach ihr. Sie rangen miteinander, bis sich die Türe von außen auftat. Ein Fußstoß hatte sie geöffnet.

Zirschi erschien. Sein Bart war wirr und seine Gelenke blutig. Er sah, was geschah, im nächsten Augenblick griff er nach dem Hals des Leutnants. Dieser begann zu röcheln und mußte Marya loslassen. Aber blitzschnell hatte er auch einen Fuß erhoben und stieß mit den Sporen gegen die Beine des Wächters, daß

dieser gegen den Tisch mit den Apparaten fiel. Trotzdem gab er Michael Michailowitsch nicht frei. Sie wälzten sich mit verschlungenen Körpern über den Tisch. Ihr Atem ging pfeifend wie jener kämpfender Tiere. Blut floß, die Fäuste schmetterten auf die Schädel. Endlich riß der Leutnant Zirschi zur Seite. Im Falle stießen sie den Tisch um und der Telegraph wurde zertrümmert.

Marya wollte entsetzt fliehen, als ein stöhnendes „Milospanie“ an ihr Ohr drang. Zirschi lag mit dem bewußtlosen Leutnant am Boden. Er tastete sich an der Wand empor, aber er vermochte nicht, den erschöpften Körper aufzurichten. Die Frau schob ihm einen Stuhl herbei und zog ihn herauf.

„Zirschi, Du hast mich gerettet.“

Da kamen die halbbetrunkenen Kosaken, die der Lärm doch munter gemacht hatte, herbeigetaumelt. Als sie den Offizier am Boden liegen sahen, stürzten sie sich auf Zirschi und hieben mit der Nagaika auf ihn ein. Er aber schlug mit Händen und Füßen um sich.

Marya stieß der Kosak, der den Schnaps gebracht hatte, in die Küche. Ein Hieb mit der Nagaika traf sie glücklicherweise nicht. Sie fiel vor Schwäche ohnedies nieder und versank in einen bleiernen Schlaf. Er war mit schreckhaften Träumen erfüllt, daß sie in ihm schrie und weinte. Als sie nach Stunden aufwachte, fand sie die Türe versperrt. Sie rüttelte wütend daran. Die Kinder fielen ihr wieder ein. Sie rief klagend ihre Namen. Das Fenster fiel ihr ein. Sie wollte sich durch die Gitter desselben drängen,

aber ein Kosak erschien draußen uud legte das Gewehr auf sie an.

Erst nach geraumer Zeit wurde die Türe zur Kanzlei aufgeschlossen. Der Leutnant Michael Michailowitsch erschien in ihr .... Er war also nicht tot, aber sein Gesicht war verschwollen und zerkratzt. Das linke Auge lag unter einer Binde.

„Das Kriegsgericht hat getagt," sagte er mit einem zynischen Lächeln, „morgen wirst Du erschossen."

Marya hörte diese Nachricht mit Entsetzen. Aber sie dachte nicht an sich, nur an ihre Kinder. „Karlitschek, mein süßer Junge, wo bist Du und Johannes, Du Stiller. Lassen Sie mich zu den Kindern, Herr Leutnant", bat sie mit erhobenen Händen. Ihr schönes Gesicht war mit Tränen überströmt.

Der Offizier erwiderte nichts. Er ging in die Kanzlei zurück. Die Türe aber ließ er offen. Sie wagte sich einen Schritt vor. Da sah sie neben der Türe Brot und Wasser stehen. Ihr Gaumen war trocken, ihre Kehle heiß. Sie trank daher das Wasser in durstigen Schlücken, trotzdem es nicht rein war.

Sie warf sich dann dem Offizier zu Füßen. Er betrachtete sie, eine Zigarette rauchend, mit gleichgültigen Blicken und sprach kein Wort.

Plötzlich fuhr die arme Frau auf. Draußen rollte ein Wagen. Sie kannte das Geräusch der abrollenden Güterwagen genau. Es mußte einer von den Lowrys sein, die auf dem Stockgeleise standen. Jetzt kam der Wagen an dem Gebäude vorüber. Kosaken schoben ihn und bemühten sich, ihn ins Laufen zu bringen.

Marya schrie auf und stürzte gegen das Fenster. Zwischen den vorderen Puffern war Jirschi, der Wächter, festgebunden. Sie sah sein zerschlagenes Gesicht. Er wehrte sich gegen die Stricke, die seinen Körper umschlossen hielten. Sein Mund bewegte sich. Vielleicht sprach er etwas. Denn die Kosaken lachten. Marya hörte es nicht. Sie sah aber, wie der Angstschweiß auf der Stirne des alten Mannes perlte.

Im Innern des Kohlenwagens saßen — ihre Buben! Karlitschek, der mit einer Rute fröhlich herumfuchtelte und Johann, der auf Jirschi zu sehen schien. Die Kinder hatten rosige Gesichter. Sie freuten sich augenscheinlich, daß sie mitfahren durften.

Karlitschek erblickte die Mutter und winkte ihr lachend mit den Ärmchen.

Marya fiel zu Boden. Denn mit grausamer Deutlichkeit stand vor ihren Augen, was geschehen würde, was geschehen mußte. Das Geleise fiel allmählich gegen Tarnow herunter. Der Wagen mußte also durch das Gefälle immer stärker ins Laufen kommen, bis er mit Eilzugsgeschwindigkeit dahinraste und an einer Krümmung aus dem Geleise sprang, sich überschlug oder in die Tiefe stürzte. Vielleicht lief er in einer Station auf einen Zug und wurde zerschmettert. Wenn kein Wunder geschah....

Es mochten Stunden verflossen sein, ehe Marya Cienciala wieder zu Sinnen kam. Sie fand sich auf ihrem Bette liegend wieder. Dieses war beschmutzt und zerrissen. Es herrschte Dämmerung. Entweder

war es beginnende Nacht oder kam ein Gewitter. Der Nachhall fernen Donners tönte in ihrem Ohr. Sie war noch immer furchtbar müde und kaum imstande, die Augen offen zu halten. Es brannte sie schmerzhaft in den Lidern.

Sie vermochte nicht, sich zu erheben. Sie horchte hinaus. Draußen hörte sie Stimmen und Lachen dazwischen. Es schienen Trunkene zu sein. Sie dachte an die Buben und an den treuen Wächter. Was mochte aus ihnen geworden sein?

Frau Marya schloß die Augen wieder und betete. Aber die Muttergottes zu Stara Starok, an die sie sich in allen Nöten gewandt, war nicht mehr. Da war es der Frau, als ob sie gestorben sei. Schlug ihr Herz noch in der Brust oder hatte sie das Furchtbare nur geträumt? .....

Der Holzwurm begann zu ticken. Sie lauschte matt und verwirrt seiner Musik. Es war so einschläfernd dieses Ticken, aber merkwürdig taktmäßig, rythmisch war es. Auf einmal fuhr sie empor und warf die Polster von sich. Sie griff nach dem Herzen, das wie ein scheuer Vogel flatterte. Was war das? Der Holzwurm tickte Worte, die sie verstand! Er tickte nach dem Morse'schen Alphabet! Draußen peitschte der Sturm die Fenster. Sie konnte es nicht sehen. Denn das Fenster war mit Brettern verschlagen. Das Gewitter donnerte. Aber der Holzwurm tickte wie ein Apparat, wie der Telegraph, der doch zerschlagen war! Und wenn auch ein neuer herbeigeschafft worden wäre: Er tickte neben ihr, nicht drin in der

Kanzlei und so leise wie ein Wurm. Ihr Herz schlug viel hörbarer. Aus dem Schrank schien das Geräusch zu kommen, doch der war erbrochen. Selbst in der Rückwand klebte ein Kolbenhieb.

Und doch sie hörte, hörte Worte, die wie aus einer anderen Welt zu ihrer verzweifelten Seele sprachen, mild und verheißungsvoll....

„Habe Geduld, wir sind auf dem Wege zu Dir und bringen Euch Hilfe." Sie faltete die Hände über dem bebenden Leib, „Muttergottes zu Stara Starol," betete sie, „Du bist mir nahe und tröstest mich. Ich danke Dir demütig dafür."

Und wie eine Antwort tickte es ihr leise ins Ohr: „Die Kinder leben, ängstige Dich nicht, meine Süße."

Sie weinte vor Freude und horchte, aber das Ticken schwieg dann. Sie legte ihr Ohr an den Schrank, an die Türen, an die Wand; es kam kein Wort mehr zu ihr. Der Holzwurm schwieg. Nur Tropfen fielen durch einen Riß im Fenster auf den Boden.

Das Gewitter tobte in vehementer Gewalt. Nun traf der Widerschein der Blitze auch diesen stillen Raum. Es war ihr das grelle Licht wie ein Gruß.

Denn morgen, morgen. Sie dachte nun wieder an das Entsetzliche, was Michael Michailowitsch zu ihr gesagt. Wenn der Morgen kam, ehe die Hilfe zur Stelle war.....

Sie lauschte wieder und betete.

Das Gewitter wurde heftiger. Es kam näher. Es war ein Dröhnen ohne Unterlaß; plötzlich war ein Pfiff zu hören. Erst ein kurzer Pfiff, dann ein

langer, gellender. Wie wenn ein Lastzug von Marykow kam und nicht weiter konnte, weil die Räder nicht griffen. Sie stand mit einem Ruck auf den Füßen.

Das Rollen kam eilig näher und wurde stärker. Zu einem Brüllen wuchs es an. Sie hatte nie etwas dergleichen erlebt. Das Häuschen begann zu erzittern.

Da begann Lärm im Hause. Eilende Schritte ertönten, Waffen klirrten, Geschrei mischte sich hinein. Sie hörte auf einmal die Stimme des Leutnants. Er schrie furchtbar.

Eine Erschütterung riß sie zu Boden. Es war, als müsse die Erde sich spalten, so dröhnte es um sie. Salven durchschnitten auf einmal die Luft. Gebrüll antwortete. Schwere Tropfen klirrten und klatschten neben ihr. Frau Marya meinte zu sterben.

Zwischen dem Toben der Gewehre durchbrachen Schreie den Lärm.

Dann hellte ein Blitz den Raum. Es mußte gezündet haben. Denn es wurde ganz licht. Kolben stießen gegen die Türe. Das Holz splitterte. Das Eisen krachte und das Schloß brach.

Die bebende Frau sah in ein flackerndes Licht. Daneben funkelte ein Säbel. „Herr, erbarme Dich meiner," betete sie in Todesangst. Einen Blick erhob sie zur Türe.

Doch da ..... Johann Cienciala, ihr Gatte war es, der dort stand ....

Im Augenblick war Marya auf den Beinen. „O, Johannes, mein süßer Johannes," schrie sie. Es war wie ein Weinen und doch voll Süße und Zärtlichkeit.

Er schloß sie in die Arme. „Marya, mein Weib, beruhige Dich, es ist alles gut." Er sprach leise, wie zu einem Kinde. Seine Augen waren brennend.

„Wo sind die Kinder?" gellte die klagende Frage. „Mein Karlitschek, wo ist er und wo mein kleiner Johannes?"

„Auch sie leben," sagte der Stationschef von Stara Starok. „Auch Jirschi lebt."

Da neigte Frau Marya das Haupt und weinte haltlos und doch voll unendlichen Glückes.

Röcheln und Sterben erfüllte die kleine Station. Auf dem Geleise stand eine riesige Lokomotive und hinter ihr drohend in Stahl ein Panzerzug. Weiße Dampfwolken entflohen der Lokomotive. Husaren standen neben den Wagen. Sie hatten gefangene Kosaken in der Mitte.

Der Leutnant, der die Kosaken befehligt hatte, Michael Michailowitsch, war tot. Er lag am Boden, den Säbel in der Hand. Marya bekreuzigte sich, als sie an ihm vorbeikam und faßte angstvoll den Arm des Gatten.

Ein Major mit verbranntem Gesicht trat aus dem Schatten der Lokomotive. Er hob die Hand an die Kappe. „Gnädige Frau," sagte er mit tiefem Respekt. „Wir danken Ihnen, daß wir durch Ihre Depeschen in die Lage kamen, den Feind hier zu vernichten, ehe er Verstärkungen heranziehen konnte."

Ein gellender Pfiff ertönte in diesem Augenblick und aus dem Grau des beginnenden Tages schoben sich die Lichter eines neuen Zuges eilig vorwärts.

Der Major fuhr fort: „Der Zug bringt neue Truppen. Aber die Arbeit ist schon getan. Wir hatten mehr Russen erwartet.“

„Ich habe nach Marykow gemeldet, während der Leutnant halbtrunken schlief, daß nicht nötig sei, mehr Russen hieherzubringen.“ Marya errötete, während sie dies erzählte.

Der Major hörte dies mit steigender Verwunderung. „Das war ein genialer Gedanke. Freilich, auch sehr gefährlich für Sie, wenn man darauf kam.“ Er küßte ihr die Hand.

Die junge Frau umfaßte den Gatten. „Dieser Morgen sollte mein letzter sein.“

Der Stationschef erschrak. „Um Gotteswillen.“

Der Major fuhr fort: „Das teuflische Werk der Kosaken mit dem Wagen konnten wir Gott sei Dank verhindern. Wir hatten einen Berghang ins Rutschen gebracht. Denn wir erwarteten, daß von jener Seite her die Russen Verstärkungen heranbringen würden. Unsere Vorposten hatten gut Auslug gehalten. Mit den Gläsern sahen sie rechtzeitig den Wagen kommen. Sie breiteten den Lehm eilig auf dem Geleise aus. In diesen hinein fuhr der Waggon und blieb stecken. Der Anprall war nicht zu groß. Der Wächter wäre zwar bald erstickt, aber meine Husaren gruben ihn rasch heraus. Die Kinderchen waren ganz unversehrt, nur ein wenig erschrocken.“

Marya suchte mit den Blicken die Stelle, wo einst die Wallfahrtskirche stand. „Maria hat ein Wunder gewirkt,“ flüsterte sie dem Gatten zu. „Ich habe gewußt,

daß Hilfe kommt. Der Holzwurm tickte es im Schlafzimmer, da der Telegraf zertrümmert war."

Der Stationschef von Stara Starok hob seine Augen gleichfalls zu der Höhe, die dunkel lag, wo einst die Fenster der Kirche leuchteten. „Marya, ich hatte dorthin eine zweite Telegraphenleitung gelegt. Damals, als Du bei Ausbruch des Krieges drei Tage bei deiner Schwester warst. In der Wand ist eine Nische, in der der Apparat steht. Niemand wußte darum, nur ich. Es war nicht der Holzwurm."

Marya neigte das weiße Haupt, das ehrwürdig wirkte.

„Wie immer es sei. Ich wäre sonst verzweifelt."

Die Husaren salutierten, als sie mit dem Gatten sich dem Stationsgebäude näherte. Sie war nun sehr müde. Aber es war eine süße Müdigkeit, die ein traumloser Schlummer zu neuen Hoffnungen kehren würde.

Über den Wäldern ging eben die Sonne auf. Millionen Tropfen hingen an den Zweigen und glänzten silbern. Es war, als hätten sich die Bäume festlich geschmückt....





Russische Manöver.*)

Liebe Katinka!

Erschrick nicht, wenn Du diesen Brief bekommst. Ich habe ihn nicht geschrieben. Ich kann Gott sei Dank nicht schreiben. Aber hinten wirst Du das Kreuz erkennen, das ich hingemalt habe. Laß ihn Dir vom Popen vorlesen. Aber geh morgens zu ihm, denn sonst ist er betrunken. Oder gehe, wann Du willst.

*) Die Russen haben bekanntlich bei Kriegsbeginn ihren Reservisten erklärt, es handle sich um ein — Manöver großen Stiles!

Dann nimm ihm aber nur die alte Henne, die keine Eier mehr legt, mit. Sie ist genug für ihn.

Liebe Katinka! Wie Du weißt, haben heuer die Manöver zu einer Zeit begonnen, wie sonst nie. Wir hatten ja kaum den Roggen geschnitten. Der große Zar hatte es aber so angeordnet. Sein Wille geschehe. Am ersten Tag war es sehr schön. Wir bekamen viel Wutki und der Abend war auch schön. Der Rittmeister Iwan Iwanowitsch war sehr lieb zu uns. Zuerst schlug er mich auf die Schulter und fragte nach dem Dorfe. Dann zog er die Nagaika und meinte: „Solche Manöver hätten wir noch nicht erlebt und wer weiß, ob wir sie noch einmal erleben würden." Der Zar hatte ein neues Land unter sein Szepter genommen. Dorthin gingen wir hin in das Manöver.

Auf allen Bahnstationen trafen wir viele Leute. Ach Gott, ich traf auch Dimitr, Deiner Mutter Bruder. Er ist viel älter als ich. Er ging auch ins Manöver. Er machte ein betrübtes Gesicht. Reden durfte er nicht. Wir durften überhaupt nicht mit einander reden.

Auf einmal waren wir an der Grenze. Es war nachts. Aber man erkannte es doch. Da war eine kleine Stadt. Sie hatte keine Lichter in die Fenster gestellt, wie der Major befohlen hatte. Er sagte in einer Pause, als die Pferde Wasser erhielten: „Sie werden Lichter anzünden oder wir ihnen."

Es war aber ganz finster, als wir einritten. Da gab es eine Scheuer. So sagte der Kaprol. Sie war größer als unsere Chaluppe. Der Leutnant Richar ritt hinüber und schoß in das Tor. Dann warf

er eine Schachtel Streichhölzer hinein. Sie brannten so lustig. In einer kleinen Weile war es blutrot, wie manchmal im Winter am Morgen. Der Weg war hell. In den Fenstern wurde es Licht. Man sah Menschen herausstürzen. „Schießen," befahl der Major. Wir schossen. Die anderen schrien. Das Manöver begann. Aber bald waren wir draußen aus den schmalen Straßen. Auch die Landstraße war voll Nöte. Leute kamen uns entgegen. Sie erschraken, als sie uns sahen. Sie sprangen in die Gräben und versteckten sich. Wir feuerten, weil es das Manöver so vorschreibt. Vor einem Wäldchen saßen wir dann ab. Wir bekamen Brot und Wutki und der Major sagte: „So: Die erste Schlacht ist gewonnen. Das war brav, ihr Hunde." Wir freuten uns darüber.

Nachdem wir uns ausgeruht hatten, blieben wir noch liegen. Denn es waren einige Kälber, die hier wild herumlaufen sollen, gebracht worden. Archim, der Fleischer, hatte sie gebracht. Sie sollten gebraten werden. Wir machten ein großes Feuer. Da wurde das Fleisch gebraten. Ich hatte das Glück, einen Hund zu erwischen, den ich für mich behielt, solange es möglich war. Leider witterte ihn der Kaprol und nahm ihn mir weg. Ich vertrug aber die zehn Hiebe mit der Nagaika ganz gut. Denn ich hatte drei Tage keine mehr bekommen. Überhaupt, es geht uns sehr gut.

Als wir wegritten, sah ich mich zufällig um. Da sah ich, daß der Wald Feuer gefangen hatte. Dann kamen wir über Äcker, auf denen schöner Weizen stand, zu einem Dorf. Aber die Häuser waren leer.

Wir gingen in jedes Haus. Es standen noch die Betten da. Wie beim Gutsherrn. Du würdest, liebe Katinka, Dich wundern. In einem Ofen brannte noch das Feuer. Der Major fluchte und sagte, in den Scheuern seien die Feinde versteckt. Damit sie uns nicht schadeten, müßten wir sie anzünden. Das taten wir, das war schön. Dann bekamen wir wieder Brot und Wutki. In der Kirche übernachteten wir. Die Pferde standen hinten. Wir banden sie an die Bänke. Ich lag auf einem Polster, das ich von einem Altare geholt hatte. Sie sollen schreckliche Dinge machen in den Kirchen, auch Kinder verbrennen. Es roch darnach. Am Morgen gabs viel Lärm. Der Major kam herein, stellte sich zum Altar. Er hatte ein goldenes Tuch um und lachte. Er wurde von Barchim gestützt; der aber sah blaß aus. Er verträgt den Schnaps nicht. Sein Vater soll noch ein Deutscher gewesen sein und die vertragen nichts. Der Major glühte. Dann redet er gerne. O, er kann herrlich sprechen, viel besser als der Pope. „Brüder und Schweine!" schrie er. „Heute fangen wir sie ein. Diese Feinde des verfluchten, nein, o diese verfluchten Feinde des heiligen Rußland. Wir werden sie unsere Waffen tragen und unsere Pferde führen lassen. Hört ihr es, Brüder und Schweine!"

Wir hatten es alle gehört und freuten uns. Es war ein herrliches Manöver. Wir ritten dann fort. Ein oder zwei Stunden. Dann kamen wir nach einem Wald in einen Hohlweg. Plötzlich kamen Reiter herangesprengt. Aus dem Wald. Sie waren grau und hatten hohe Pferde. Der Major sah sich erstaunt

um. Wir sprangen im Galopp ein. Die anderen neben uns. Wir bekamen kein Kommando. Der Major war weit voraus. Plötzlich blieb er stehen. Als der Hohlweg zu Ende war, stand ein ganzes Heer, viele Sotnien Reiter. Es war ein furchtbares Geschrei. Wir erhielten den Befehl: Absitzen. Im Nu waren wir unten. „Pferde und Waffen könnt ihr den Hunden übergeben," sagte Barchim, der Leutnant. Er sah sehr blaß aus. Der Major aber schrie in unserem Dialekt. Er spricht ihn wie ein Gott. „Was ich Euch gesagt habe, die Hunde warteten schon auf uns. Übergebt ihnen die Pferde und die Waffen. Ich habe anbefohlen, daß sie sie Euch tragen müssen. Ihr müßt Euch ausruhen." — Es geschah, wie er gesagt. Ich legte schweigend meine Dinge dem blonden Jungen in die Hand. Neben dem Pferde ging ich her. Eine Viertelstunde später kamen wir in eine Stadt. Alles war auf den Beinen. Man lachte, als man uns sah und schwang die Mützen. Ja, man läutete die Glocken. Liebe Katinka, ich weiß mich an keinen solchen Empfang zu erinnern. Wir schlafen sogar in einem Hause, in keinem Stall. Ich bin glücklich und hoffe, es auch weiter zu bleiben.

Dein innigstgeliebter Iwan.







Im Notspital.

Es war ein Nachmittag im August, als die ersten Verwundeten eintreffen sollten. Im Bahnhof und auf der Straße vor ihm drängten sich die Menschen, vor allem Frauen und Mädchen. Dazwischen sah man Männer, grauhaarig und ernst. Die Schützen in ihrer strahlenden Uniform mit geschulterten Gewehren hielten die Straßen abgesperrt. Sie richteten erwartungsvoll wie die anderen ihre Augen zum Ausgang des Bahnhofsgebäudes, als der Zug mit langem Pfiff einfuhr. Es war, als dränge er langsamer als sonst über den Wirrwarr von Schienen vorwärts, als wolle er den Leidenden, die er mit sich führte, möglichst das Stoßen der Weichen ersparen.

Das Rote Kreuz leuchtete uns zum erstenmale von den Wagen entgegen. Wir haben es seitdem ungezählte Male gesehen. Aber an jenem lauen Augustnachmittage erschütterte es uns. Die Männer entblößten die Häupter, die Augen der Frauen

tränten. Die Sanitätsabteilung der freiwilligen Feuerwehr stand Habtacht.

Eine Vielzahl Frauen und Mädchen, angetan mit den riesigen weißen Schürzen der Pflegerinnen, in dunkler Seide und mit Lackschuhen, kam an die Schranken des Bahnsteiges heran. Ihre Gesichter waren gerötet, ein gütiges Lächeln blühte auf ihnen. Der Duft der Rosen, die manche auf der Brust trug, mengte sich mit dem Parfüm, das von den weißen Händen und Armen ausging.

Aus den Waggons strömte eine schwere Luft. Es schien, als trage sie den Geruch blutgetränkter Erde mit sich. Als hafte an ihr noch die Furchtbarkeit jenes Frühmorgens, an dem die Schlacht geschlagen wurde, als deren Nachlese wir nun die Männer sahen, die an Fenstern und Türen standen.

Alle waren in der feldgrauen Uniform, die so sehr an herbstliche Fluren erinnert. Die Uniformen waren zerknittert, mit Spuren von Acker und dunklen Flecken, wo das Blut versickert war. Die gelben Schnürschuhe waren mit dicken Schlammkrusten bedeckt. Auf Stöcke stützten sie sich, hatten verbundene Arme und weißbandagierte Stirnen. Sie kletterten mühselig und doch eilig über die Treppen der Wagen. Die abgebrannten, müden Gesichter waren von einem eigentümlichen Licht erhellt. Sie hatten vielleicht viele Tage die Augen nicht zu ruhigem Schlummer geschlossen. Nun hatten sie sie weit aufgetan, als tränken sie mit Entzücken das Licht der Heimat, die

still und friedlich lag. Aber es war vielen nicht die Heimat. Die lag anderswo.

Die Sanitätsabteilung der Feuerwehr ließ zuerst die Leichtverwundeten aussteigen, dann wurde die Bahre mit leisem Zuruf in die Wagen gehoben. Bevor sie mit dem ersten Verwundeten sichtbar wurde, erschien ein großer, bartloser Mann in einer Türe. Das blonde Haar quoll unter der Kappe hervor. Schmerzen wühlten in seinem kühnen Gesicht, aber ein Lächeln besiegte sie, mit dem er einem Sonnenstrahl nachsah, der eine goldene Brücke zu ihm schlug. Eine junge Birke, die neben dem Magazine stand, war davon in flüssiges Feuer getaucht.

Der blonde Hüne blieb stehen. Er freute sich des Lichtes und der lauen Luft, die ihn umwehte. Eine der Pflegerinnen, ein rosiges, kleines Fräulein, bot ihm ein Glas Wein. Es lächelte verlegen, als es ihm mit der ringgeschmückten, schmalen Hand das Glas reichte. Er hob es dankend gegen die Sonne und sagte: „Der Heimat sei das Glas geweiht."

Dann traten zwei Sanitätsleute an ihn heran und nahmen ihn unter den Arm. Langsam schleppte er sich bis zum nächsten Automobil. Als er drin Platz genommen, fiel eine Rose auf seine Knie. Er salutierte zuerst, dann griff er nach der Blume und sog den Duft wie ein Durstiger die Labe ein. Als der Wagen sich in Bewegung setzte, glitt ein Schatten über sein Gesicht. Die Bewegung machte ihm augenscheinlich Schmerzen. Er biß die Lippen fest über den Zähnen zusammen und lehnte sich zurück....

In einer Ecke des großen Saales, in dem das Notspital untergebracht war, fand ich den Hünen wieder. Er hieß Franz Meißner und war Zugsführer. Hinter ihm gingen die Leitern zur Decke und vor sich sah er Ringe und Strickleitern. Denn in friedlichen Zeiten diente der Saal Turnern.

Neben dem Bett Meißners war der sogenannte Inspektionstisch der Damen des Roten Kreuzes, die, unterstützt von einigen Sanitätsleuten, die Wartung der Verwundeten versahen. Wenn Meißner von dem blendend weißen Bett den Kopf hob, konnte er in den Nachbargarten sehen. Obstbäume trugen früchtebeladene Äste. Ganz in der Ferne wurde der Ausschnitt eines Feldes sichtbar. Garben waren dort zu Puppen gehäuft.

In langen Reihen lagen die Verwundeten. Bisweilen zitterte ein Seufzer durch die große Halle, welche die hohen Fenster mit weißem Licht füllten. Turnvater Jahn grüßte von der Stirnseite. Über der Galerie, wo sonst die Musik saß, wenn zum Tanz aufgespielt wurde, war ein großes, schwarzes Kreuz aufgerichtet.

Wenn eines der Fenster geöffnet wurde, hörte man den Bach rauschen, der seine Wasser an dem Hause vorübertrug. Dann fuhr manch einer aus unruhigem Schlummer empor. In seinem Ohr wuchs das plätschernde Rauschen zum Gebrüll einer Schlacht.

Die drei Ärzte, die sich freiwillig in den Dienst des Notspitales gestellt hatten, waren viel beschäftigt. Sie wirkten mit Eifer. Zuerst kam immer der kleine,

muntere Zahnarzt. Er beugte sich über einen Patienten und erzählte ihm irgend eine lustige Schnurre, sodaß ein Lachen jählings über den Saal flog. Da tauchte da und dort ein Kopf auf und suchte Anteil zu gewinnen an dem Lachen. Der weißbärtige Stadtarzt sah jedem in die Augen und griff nach den Stirnen. Er hatte eine Zuversicht, an der aller Kleinmut zerschellte. Zuletzt erschien der blasse Chirurg, dessen Wagen draußen wartete. Er wurde mit scheuem Respekt begrüßt. Denn er schuf Schmerzen. Freilich erblühte dann die Gesundheit. Das Fieber ließ nach, die glasigharten Augen schlossen sich. Es kam der göttliche Schlaf und das zermarterte Gehirn versank in köstliches Vergessen.

Dr. Fahrner bekam auch den blonden Franz Meißner in seine Hände. Wie Frauenhände so weich waren sie und doch konnten sie eisenhart zugreifen, wenn es nottat. Wir trafen an des Unteroffiziers Bett zusammen. Dessen Gesicht war tiefrot, das Fieber glutete in ihm und baute eine lockende Fata morgana vor ihm auf. Er sang leise ein Lied. Es war voll Frühlingslust und Maienliebe. Dann erzählte er von einem waldumrauschten, kleinen Dorf.

Dr. Fahrner stand einige Minuten an dem Bett, ohne ein Wort zu sprechen. „Eine Kugel steckt zu tief, just unter einer Schlagader. Ich kann sie nicht entfernen," sagte er dann.

Ich erschrak. „Was wird mit Meißner werden?"

Der Arzt zuckte die Schultern. „Abwarten. Wir wollen das Beste hoffen". Dann schritt er zum

Inspektionstisch. Das kleine, rosige Fräulein, das dort würdevoll saß, rückte eilig den Sessel zurecht. Dr. Fahrner schrieb ein Rezept.

Am nächsten Tage war Meißner fieberfrei. Er hatte klare Augen und war lustig, obgleich er schwach wie ein Kind war. Er bat mich um ein slovenisches Wörterbuch. Ich war höchst verwundert und wiederholte: „Slovenisch?“ Er bejahte. Da versprach ich ihm denn, das Wörterbuch zu besorgen.

Einige Tage später traf ich den Unteroffizier am anderen Ende des Saales. Er saß am Rand eines Bettes und hielt das Wörterbuch in der Hand. Ich staunte, wie es ihm möglich gewesen sei, dorthin zu gelangen, denn er brachte sich nur mühsam vorwärts. Er saß vor einem dunkelhäutigen Mann, dem der schwarze Bart unter dem Kinn wucherte. Er hatte nachtdunkle Augen und fieberheiße Lippen. Ein Slovene war es: Iwan Sluncar. Die Augen hatte er weit aufgetan, als ob er ein Wunder erlebte, daß jemand so weit in der Ferne zu ihm in den Lauten der Muttersprache redete. Wenn es auch nur ein paar Brocken waren. Er war wie ein Stummer auf einer Insel gewesen. Über seine Lippen strömte eine Flut von Dank und Freude.

Meißner lächelte und suchte eifrig in dem Wörterbuch, um der stürmenden Rede zu folgen. Freilich gelang es nicht. Als die Pflegerin kam, mußte mein Freund in sein Bett zurück. Der Slovene wollte ihn nicht lassen. Er umklammerte ihn mit beiden Händen. Sie hatten allerdings wenig Gewalt. Wir machten

ihm begreiflich, daß Meißner am anderen Ende des Saales liege. Das war für ihn eine ferne, unerreichbare Welt. Denn er konnte nicht gehen. Es schimmerte feucht in den nachtdunkeln Augen des Iwan Sluncar.

Franz Meißners Gesicht war von einem Lächeln umsonnt, obwohl es ihn fröstelte, als er die Decke über sich zog. Die würdige Dame in grauer Seide schüttelte mißbilligend das Haupt. „Herr Dr. Fahrner wird böse sein," sagte sie mit der Miene einer strafenden Mutter. Aber sie berichtete dem Arzt kein Wort.

Am nächsten Sonntag war der erste Besuchstag. Da flutete eine bunte Menge durch den großen Saal. Man brachte Blumen, Backwerk, Wein, Zigarren und Zigaretten. Die Neugierde sah aus vielen Augen. Auf manchem Gesichte aber lag echtes Mitempfinden, das bewegt wurde von der Fülle heroisch ertragenen Leides.

Gegen Mittag, als es beinahe leer geworden war, schob sich eine seltsame Gruppe herein. Slovaken, die wohl irgendwo auf einem benachbarten Gute in Arbeit standen. Männer mit stumpfnasigen Gesichtern in kurzen, weißen Pelzjacken, die Frauen in kurzen Röcken, die weit abstanden. Kopftücher trugen sie und Stiefel. Die dicken Gesichter brannten. Über den weißen Leibchen baumelten Rosenkränze. Schüchtern traten sie herein. Zuerst die Männer, dann die älteren Frauen, zum Schlusse kam eine junge Slovakin mit einem schmalen Gesicht. Auf den Armen, fast vergraben in ein Bettchen, trug sie ein Kind. Etliche Soldaten saßen auf den Betten und plauderten

miteinander. Da scholl auf einmal von irgend her ein fremder Ruf, stark und dumpf. Da belebten sich mit einem Schlage die demütigen Gesichter der Slovaken. Sie hoben die Hände und riefen eine Antwort. Sie klang ebenso dunkel. Es war Freude und Schmerz in ihr. Von zwei Betten streckten sich ihnen Hände entgegen. Aus einem hob sich ein schwankender Körper. Sie küßten sich, aber das geschah lautlos. Die junge Slovakin mit dem Kinde stand abseits und weinte.

Unteroffizier Meißner hatte sich im Bette aufgerichtet. Lange hafteten seine Augen auf der Gruppe, die sich in der Fremde getroffen. Dann ging sein Blick zu der Pflegerin am Inspektionstisch. Es war wieder das kleine Fräulein, das immer Rosen auf der Brust trug.

„Fräulein", bat er und zog aus der Schublade des Tischchens, das man neben ihn gestellt hatte, zwei Goldstücke. „Bitte, geben Sie das der Kleinen mit dem Kind."

Das Fräulein erschrak. „Aber warum denn?" wehrte sie ab. „Kennen Sie denn die Slovakin?"

Meißner schüttelte den Kopf. „Nein. Aber sie wird es brauchen. Man sieht es ihr an."

Da ging das Fräulein zögernd und errötend hinüber zu der jungen Mutter und drückte ihr das Gold in die Hände. Der war es, als träume sie. Die Pflegerin hatte nach dem Spender gedeutet. Da kam die Slovakin, nachdem sie das Kind einer anderen in die Arme gelegt, herüber, kniete am Bette nieder

und flüsterte demütige Worte des Dankes und der Freude in ihrer Sprache. Meißner lächelte und drückte der Slovakin die Hand.

Am Abend traf ich Dr. Fahrner im Kaffeehause beim Billardspiel. „Was ist mit unserem Meißner?" fragte ich. „Es ist vorbei," antwortete er. „Wir bringen ihn schwerlich durch." Dabei seufzte er.

Nun begriff ich, warum der Unteroffizier tun und lassen konnte, was er wollte. Er sang manchmal, dann wieder lastete eine schwere Trauer über ihm.

„Haben Sie wirklich auf der ganzen Welt niemand mehr, der zu Ihnen gehört?" fragte ich am nächsten Tag noch einmal. Denn nie hatte er Besuch erhalten. Stets hatte er meine Frage verneint.

Diesmal schwieg er zuerst, dann gestand er: „Ja".

„Wissen Ihre Eltern, daß Sie hier sind?" fragte ich weiter.

Er schüttelte den Kopf und sein Blick war von einem Lächeln begleitet, das mich ergriff. „Nein. Sie wissen es nicht."

„Aber warum ließen Sie die Eltern in Sorge?"

„Weil ich schon gestorben bin," antwortete er mir. Es klang wie ein Hauch. Ich fuhr zurück. Sein Auge war klar, er sprach nicht im Fieber, trotzdem die Antwort war, als ob sie von ihm gezeugt.

„Franz Meißner," sagte ich unwillig, „sind wir deswegen Freunde geworden, daß Sie solche frivole Dinge reden?"

Er schüttelte den Kopf und zog unter dem Kopfkissen ein Notizbuch hervor. In diesem lag zusammen-

gefaltet ein Zeitungsblatt. „Bitte, lesen Sie?“ bat er. Er lächelte lind dabei.

Und ich las. Es ergriff mich, was aus dem zerknitterten Papier mir entgegenwehte. Ein Artikel war rot umrandet. Den las ich.

„Sturm auf Stara Hora. Ein furchtbarer Sturmangriff unserer Truppen zwang am .... die Feinde zur Flucht; es war ein mörderisches Ringen. Namentlich zeichnete sich durch todesmutige Bravour das Infanterie-Regiment Nr. 42 aus. Es hielt im dichtesten Kugelregen stand. Zweimal war die Fahne in Gefahr, dem tapferen Gegner in die Hände zu fallen. Denn der Fahnenträger fiel. Zweimal errettete sie der Heldenmut des Zugsführers Franz Meißner. Dieser schlug sein Leben immer wieder in die Schanze. Die Kugeln erreichten schließlich auch ihn. Als der Sturm gelungen, war auch er unter den Toten. Ein tapferer Sohn unseres Volkes, ein Kind unserer Berge, denen er mit ganzer Seele anhing, ist mit ihm heimgegangen. Die Eltern beweinen in dem Helden den einzigen Sohn. Sein Andenken wird fortdauern.“

Ich drückte tiefbewegt dem Tapferen die Hand. Dann schwiegen wir eine Weile.

„Weshalb haben Sie die Eltern nicht benachrichtigt, daß Sie doch noch am Leben sind?“

Der blonde Hüne lächelte sanft. „O“, gestand er, „ich hätte es gern getan. Ich habe oft mit mir gekämpft. Aber ich weiß, daß ich doch sterben werde.“

Das kleine Fräulein am Inspektionstisch, das das Gespräch wohl mit angehört hatte, wurde bleich und sah mich angstvoll an.

„Hoffen wir, daß sich alles noch zum Guten wendet," erwiderte ich und machte ein möglichst zuversichtliches Gesicht.

Der Zugsführer schüttelte den Kopf. „Ich glaube nicht mehr daran. — Da wollte ich nicht, daß ich den Eltern ein zweitesmal stürbe."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Einige Tage später saß Meißner wieder an dem Bette des Slovenen. Mit dem ging es zu Ende. Immer dunkler wurde die Haut, sie war schon lederfarben, immer brennender wurden die Augen. Meißner hatte sein Ohr an dessen Mund. Als er zurückkam, war er voll Würde. „Iwan hat mir gebeichtet," erklärte er mit Würde, „Ich habe den armen Kerl nicht anhören wollen. Aber er hat mich himmelhoch gebeten, weil ihn doch niemand versteht. Gott sei Dank, hab ich es auch meist nicht verstanden," Dann suchte er eifrig in dem Wörterbuch. Als er ein Wort gefunden, kroch er wieder hinüber zu dem Slovenen, dessen Bett nun näher stand. Er flüsterte ihm etwas zu, machte über ihn das Kreuzzeichen und küßte ihn auf die erkaltende Stirne.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Zugsführer Franz Meißner hatte die Goldene Tapferkeitsmedaille erhalten. Dr. Fahrner hatte es

aus Prag erfahren. Er drang auf baldigste Überreichung. Ich telegraphierte an seine Heimat, an das kleine Dorf im Böhmerwald, ganz eingesponnen in rauschenden Hochwald.

Die Mutter Meißners kam. Sie war eine große Frau, aufrecht, mit grauem Haar und schwieligen Händen. Sie atmete tief auf, als man ihr sagte, hinter der mächtigen Türe liege in der Halle ihr Sohn, den sie und ihr Gatte schon als tot beweint. Sie hat nicht geweint. Ihre Augen umfaßten den Sonnenstrahl, der helle Kreise auf dem Boden vor ihr zeichnete.

Draußen wirbelten Trommeln. Die Soldaten fuhren aus den Betten auf. Eine Ehrenkompanie stand vor dem Notspital. Sie war aus Wiedergenesenden gebildet. Ein bärtiger Leutnant kommandierte sie.

Dann kam der Bezirkshauptmann und der Bürgermeister. Der erstere war in Uniform, der letztere im Kaiserrock. Die Damen des Roten Kreuzes waren vollzählig versammelt. Sie waren in schwarze Seide gekleidet. Nur das eine Fräulein war weiß. Seine schlanken Hände zitterten, als es die Bäuerin zu des Sohnes Bett führte.

Franz Meißner war seit Tagen von einer zunehmenden Schwäche beherrscht gewesen. Er konnte nicht aufstehen. Als die junge Pflegerin ihm ins Ohr flüsterte: „Die Mutter kommt," fuhr er mit beiden Füßen aus dem Bett. Sein Gesicht war voll blühendem Rot, in den Augen lag selige Freude.

„Mutter," rief er laut. Als das Wort über den Saal hinzitterte, schlossen sich manche Hände,

Lippen zuckten und Freude zündete sich in vielen Augen an.

Mutter und Sohn hielten sich schweigend umschlungen. Langsam drangen der Bäuerin ein paar Tropfen über die Wangen. Sie war eine starke Frau. „Sie dürfen nicht weinen, liebe Frau," hatte Dr. Fahrner freundlich lächelnd zu ihr gesagt. Und so weinte sie nicht, obwohl ihr Herz nach dieser Labe verlangte. Dieses Herz, das voll Zärtlichkeit und Stolz an des Sohnes Herz schlug.

Dann kam der bärtige Leutnant, der Bezirkshauptmann und der Bürgermeister und jeder hielt eine Rede. Sie waren alle sehr schön. Dann wurde dem Zugsführer Franz Meißner die Goldene Tapferkeitsmedaille an die Brust geheftet. Er war bleich und beherrschte mühsam den Atem. Die Augen verschwammen ihm. Er konnte keinen Satz sprechen. Der Dank lag in seinem Blick, lag in dem Druck seiner Hände.

Still und bescheiden stand die Bäuerin hinter dem mit Blumen geschmückten Inspektionstisch. Niemand beachtete sie. Nur Dr. Fahrner drückte auch ihr die Hand. Sie sah, wie alle ergriffen waren und wie ein kleines, rosiges Fräulein weinte.

Die Bäuerin begriff das nicht, denn sie war glücklich ....





Die Talsperre.

Die Theresienhütte war ein Kohlenwerk, mit dem eine große Maschinenfabrik verbunden war, seitdem die Teuchingens Besitzer waren. Weithin sichtbar ragten die Schlote und der Pfiff ihrer Dampfmaschinen hallte morgens, mittags und abends weit durch die Wälder, die hinter dem Städtchen aufstiegen.

Das Tal war durch eine, nur an einer Stelle unterbrochene Hügelkette abgeschlossen. Kesselförmig grenzten sie die kleine Stadt mit dem weiter aufwärts gelegenen Hüttenwerk ab. Die Straße mündete natürlich in der Einbuchtung. Dort mündete auch der Schienenstrang, der Theresienhütte und Theresiental mit der Welt verband.

Die Grube schuf einen lebhaften Verkehr, sonst freilich gab es nicht viel, was Menschen angezogen hätte. Die Stadt lag weit ab von den großen Verkehrspunkten. Die Nähe der Grenze war dem Verkehr eher hinderlich als förderlich. Diese war nahe. Man konnte in wenig Stunden über die Berge nach Frankreich gelangen.

Teuchingen, der Besitzer der Theresienhütte, war ein ernster und ungemein arbeitsamer Mann. Es gab viele Sorgen, obgleich das Werk zu blühen schien, viel Absatz hatte und die Belegschaft in den letzten Jahren vermehrt worden war. Auch die Maschinenfabrik war hinreichend beschäftigt. Die Betriebskraft für das Werk und die Fabrik war verbilligt worden durch die Anlegung einer Talsperre, die allerdings

weit mehr Geld kostete, als berechnet worden war. Das kam aber daher, daß sich die Felsen, in die sie eingelagert war, an verschiedenen Stellen als wasserdurchlässig erwiesen und die Betonierung ein schweres Geld kostete.

Fritz Teuchingen arbeitete an der Abstoßung der Belastung, die sein Besitz durch den Vater erfahren hatte. Der war etwas viel Spekulant gewesen, hatte mit hundert Plänen gespielt und hunderttausende für Mutungen auf Kohle ausgegeben, da er befürchtet hatte, die Flötze würden nachlassen.

Die Besorgnis war leider nicht unbegründet. Die Flötze nahmen an Dichtigkeit ab und neue wurden innerhalb jenes Gebiets, in dem Teuchingen das Mutungsrecht zukam, nicht gefunden, trotz des großen Aufwandes, der hiefür gemacht wurde. Um einigermaßen die Lage zu bessern, entschloß sich der alte Teuchingen, die Maschinenfabrik anzulegen. Er starb aber noch während des Baues.

Zehn Jahre waren also vergangen, seitdem Fritz Teuchingen als eigener Herr auf der Theresienhütte schaffte. Er hatte viele Veränderungen getroffen, um aus den Schulden herauszukommen, die immer drückender wurden, je schlechter die Verhältnisse auf dem Geldmarkt wurden. Es ging aber nur langsam vorwärts. Das machte Teuchingen ernster, als er es nach seiner ganzen Veranlagung gewesen wäre. Er war Heiterem nicht abhold, liebte die Musik und unterhielt sich gern. Aber er hatte wenig Zeit für diese Dinge übrig. Zu wenig für seine Familie,

an der er mit großer Liebe hing. Er hatte ja aus Liebe geheiratet und seine Poldi aus Wien heimgeholt an die Grenze.

Poldi Teuchingen war eine schöne Frau noch, obwohl ihr eine Tochter emporgeblüht war, die, Marie genannt, das Blond des Haares vom Flachs entlehnt zu haben schien, während ihre Augen das Kaiserblau der Mutter hatten. Sie belebte das elterliche Haus mit ihrer Fröhlichkeit und der Unrast, die sorgloser Jugend eigen ist.

Teuchingen hatte frühzeitig graue Fäden in das braune Haar bekommen und der Spitzbart zumal färbte sich stark herbstlich, obwohl sein Gesicht voll blühender Farbe war.

Er hatte das Glück gehabt, nach des Vaters Tode einen tüchtigen Direktor zu erhalten. Harbander verstand nicht nur sein Fach, er war mit Leib und Seele bei den Dingen. Auf ihn konnte sich Teuchingen verlassen und er verließ sich auch darauf. Er war deshalb voll Sorge, als auch Harbander bestätigte, die Flötze würden mit immer weniger Erfolg abgebaut werden können. Harbander wußte, wie es um Teuchingen stand und suchte den Betrieb aufs Zweckmäßigste einzurichten. Er war der erste im Werk und oft sah man noch spät nachts in seinem Bureau Licht. „Wenn ich Harbander nicht hätte,“ sagte manchmal in Stunden der Entmutigung Teuchingen, „ich hätte alles längst hingeworfen und wäre fortgegangen.“

Frau Poldi widersprach. „So, Fritz, das tätst Du? Und was würde dann aus uns werden? Geh,

Fritz, das brächst Du nicht fertig. Du hängst ja zu sehr an dem Werk. Wenns nur nicht gar so weit nach Wien wär," seufzte sie dann, „sonst würd mirs ja ganz gut gefallen."

Denn an Wien, an der Kaiserstadt an der schönen, blauen Donau, hing das Herz der schönen Frau noch immer. Sie war ein wenig geärgert, daß Harbander Wien nicht kannte und auch gar kein Verlangen äußerte, es kennen zu lernen. Harbander war kein Mann, der leichten Höflichkeiten nachging. Dazu war er zu viel beschäftigt. Und wenn ihn sein Beruf freiließ, dann hing er sich die Flinte oder die Botanisierbüchse um und wanderte in die Wälder hinaus. In den Bergen rauschten Bäche und viele Teiche hatten ihre Wasser still durch die Wälder getragen, als er kam. Das verdroß ihn. Es war ihm, als wenn wertvolles Gut vergeudet würde. Die Wälder mit den verwahrlosten Teichen, halbe Sümpfe waren es, gehörten zu der Theresienhütte. Er erwog zuerst den Plan des Baues einer Talsperre und damit einer Regulierung der Teiche.

Direktor Harbander sah seine Werke reifen. Das machte ihm die Gegend lieb. Er sah versonnen aus und glich eher einem Gelehrten, als einem Werkdirektor. Die Brille lag in einer tiefen Rinne der mächtigen Nase. Das Haar war immer kurz geschoren. Es mochte wohl grau sein. Er behauptete es, lächelnd fügte er hinzu, schon mit Fünfundzwanzig habe er graue Haare bekommen. Der Schnurrbart war fast nicht zu sehen. Groß und hager war er und schien noch größer, weil er es liebte, kurze Hosen zu tragen. Loden zog

er vor und nur Sonntags erschien er im Gesellschaftsanzug.

Die letzte Bilanz war nicht allzu rosig gewesen. Der Bankfuß stand sehr hoch und es war nach den Balkankriegen eine merkwürdige Schwüle zurückgeblieben. Die Maschinenfabrik war ungenügend beschäftigt, obwohl Harbander wochenlang unterwegs war, um Bestellungen zu bringen. Nicht mit viel Erfolg. Als er zurückkam, wartete seiner eine Überraschung.

Teuchingen machte ihn bald damit bekannt. Seit zwei Wochen war aus der Schweiz ein Herr hier, Eugen Bertelot, der namens einer Gesellschaft die Theresienhütte kaufen wollte. Nach einigen kurzen Briefen war der Abgesandte selbst erschienen. Die Bedingungen waren günstig.

Direktor Harbander fuhr sich über die Haarstoppeln. „Das ist überraschend, obwohl gegen die Qualität unserer Kohle gar nichts, aber auch gar nichts einzuwenden ist."

„Nun, was meinen Sie, lieber Freund?" fragte Teuchingen.

Der Direktor wurde ernst. „Der Preis ist sehr günstig. Ich bin überzeugt, daß niemals ein ähnlich günstiger geboten werden wird. Schlagen Sie also ein."

Der Besitzer der Theresienhütte seufzte. „Das ist also ihre Meinung?" „Meine Meinung bezüglich des Preises, und da man bezüglich der Dichtigkeit der Flötze verschiedener Meinung sein kann, rate ich, das Anbot anzunehmen." Das Gesicht Harbanders

war ernst. Man sah, seine Gedanken gingen andere Wege, als seine Lippen sprachen.

„Und was werden Sie tun, Herr Direktor? Ich würde meinerseits natürlich bedingen, daß unser Vertrag verlängert würde."

Der Direktor stand auf. „Ich danke Ihnen, Herr Teuchingen, aber ich bleibe nicht, wenn das Werk in andere Hände übergeht."

Teuchingen war erstaunt und gerührt. „Sie wollen nicht bleiben und mir empfehlen Sie den Verkauf an?!"

„Die Verhältnisse rechtfertigen meinen Rat ebenso wie meine Absichten."

Teuchingen trat ans Fenster, öffnete es und sah voll Bewegung hinaus auf das Panorama, das sich auftat. Gegenüber die Theresienhütte, im Talgrunde die grüne Stadt und rückwärts die Höhen mit den Wäldern, die den Talkessel von allen Seiten abgrenzten. „Es ist meines Vaters Grund und Boden. Dort oben liegt das Mausoleum. Soll ich das alles im Stich lassen? Nein, ich kann das nicht." Seine Stimme schwoll zu leidenschaftlicher Höhe an.

Harbander lächelte. „Ach ja, es ist ein prächtiges Stück Erde. Manchmal ist mir, als sei sie zu etwas Besonderem bestimmt."

Teuchingen nickte lebhaft. „Auch darin begegnen wir uns in den Meinungen, Herr Direktor. Die Talsperre haben wir ja mit dem Gedanken gebaut. Nun spendet sie Segen. Er wächst von Jahr zu Jahr, aber sie wird, wenn es nötig sein sollte, auch Tod und Verderben über das Tal ergießen."

Harbanders Augen glänzten. „Und von dort her, wo es niemand erwartet. Das ist das Wertvolle an der Sache."

„Ich wünschte, daß wir den Tag nicht erlebten. Denn das Entsetzen wird auch vor meiner Schwelle nicht Halt machen. Aber ich will den Dingen leben, wie sie kommen. Jedenfalls verkaufe ich die Theresienhütte vorläufig nicht." Mit diesen Worten reichte der Werksbesitzer dem Direktor mit warmem Druck die Hand.

„Überlegen Sie sich die Sache noch einmal," wiederholte dieser.

Damit schieden die beiden Männer.

Als Teuchingen seine Villa betrat, die auf einer Anhöhe lag, von der aus man das Tal überblicken konnte, während rückwärts die Höhen anstiegen, scholl ihm Musik entgegen. Er blieb in der geräumigen Vorhalle, die mit Blumen geschmückt war, einige Augenblicke lauschend stehen. Es war ein Walzer, der einschmeichelnd an sein Ohr klang. Der Walzer aller Walzer, die auf Wiens Boden geschaffen worden sind: „An der schönen, blauen Donau". Ein Sinnen kam in seine Züge. Sie wurden heller, als ob seine Gedanken alle Sorgen überwunden hätten. Während er noch stand, trat vom Garten her ein junger, blonder Mann ein. Er trug ein offenes Hemd mit einem Schillerkragen. Ein starker Schnurrbart lag über den Lippen. Energie belebte die Züge, die männlich wirkten wie das ganze Auftreten des Kommenden. Er hatte derbe Stiefel an den Füßen und seine Kleidung

schien nicht eben dem Atelier eines Modeschneiders zu entstammen.

Teuchingen war erstaunt. „Ich glaubte Du, Hans, wärest an der Musik darin beteiligt," sagte er.

„Leider nein, Onkel. Erstens einmal hatte ich keine Zeit. Ich komme direkt vom Vorwerk. Und dann bin ich nicht der Könner, den Du in mir vermutest. Mein bißchen Gefiedel ist für einsame Sonntag Nachmittage genügend, aber für den Salon unmöglich."

Die Worte sollten lustig sein, aber sie klangen nicht ganz so.

„Na, für den Hausgebrauch genügt Deine Musik auch."

Der Hüttenbesitzer fand im Salon seine Frau als Zuhörerin. Sie war sehr gut gelaunt und winkte ihm zu, da das Spiel noch währte, leise aufzutreten. Am Klavier saß Marie, seine Tochter. Ihr schmales Profil war edelgeschnitten, die leichte Bräune sprach von blühender Gesundheit. Ihre Augen waren voll Glanz. Neben ihr stand der Gast Teuchingens, Eugen Bertelot. Er meisterte die Geige mit der Kunstfertigkeit eines Virtuosen. Bertelot war schlank und kräftig. Von jener Kraft, die nicht in die Augen fällt, die in den sehnigen Muskeln ruht. Er hatte ein fast bleiches Gesicht. Der schwarze Schnurrbart war wie dran geklebt. Die Augen waren voll Leben. Sie belebten dieses Gesicht mit einer Nervosität, die nach Geist aussah. Bertelot war sehr elegant gekleidet.

Frau Teuchingen wiegte den Kopf im Takt. „Sehr schön," rief sie voll Enthusiasmus, als der

Walzer verklang. „Über die Wiener Musik steht halt nix auf. Auf die laß ich nix kommen.“

Bertelot verbeugte sich vor Teuchingen, der ihm die Hand schüttelte.

„Sapperlot, das können Sie auch?“ sagte er gut gelaunt.

Der elegante Mann verbeugte sich wieder. „Wenn Sie mein bißl Violine überhaupt unter Kritik stellen, bitte ich um Nachsicht,“ war seine Antwort. Er sprach ohne jede Verlegenheit, mit der Sicherheit eines erfahrenen Mannes, der sich bemüht, bescheiden zu sein.

„Nur nicht gar zu bescheiden, Herr Bertelot,“ ließ sich die Hausfrau vernehmen. „Wir wissen ja, daß Sie am Genfer Konservatorium studiert haben.“

„Das ist wohl wahr, gnädige Frau. Aber ich habe nicht unterlassen, hinzuzufügen, daß ich der wenigst erfolgreiche Schüler war.“

„Na, für uns genügt es, nicht wahr, Hans?“ wandte sich Marie, die in überschäumender Stimmung war, an diesen.

Hans Tauttenberg war der Neffe Teuchingens. Er war auf dem Vorwerk in Verwendung, wohnte in der Villa und wurde zur Familie gerechnet.

Dieser konnte es nicht hindern, daß ein tiefes Rot über seine Wangen schoß. Zum erstenmal bedauerte er, daß der Lehrer, bei dem er die Violine gelernt, nicht mehr von dieser Kunst verstanden hatte. „Ich zähle nicht mit,“ engegnete er. „Ich bin kein Künstler, auch kein Kunstverständiger.“

„Du ziehst eine Hasenjagd einem Künstlerkonzert vor.“

„Das nicht, Tante. Aber ich habe zu wenig wirkliche Künstler gehört, als daß ich eine so große Sehnsucht nach Konzerten haben könnte," verteidigte er sich.

Bertelot lächelte. „Ich glaube, auf diesem Gebiete überflügelt mich Herr Tauttenberg."

Die Hausfrau wandte sich an Marie. „Spiel noch etwas von Schubert. Vielleicht „Am Meer", das hör ich so gerne."

Bertelot nickte. „Auch ich, gnädige Frau. Überhaupt diese österreichische Musik. Man kann nicht los von ihr. Die ganze Gefühlsskala wird ausgelöst bei ihren Tönen."

Er beugte sich tief zu dem schönen Mädchen. „Die ganze Seligkeit der Menschenherzen lebt in der Wiener Musik. Sie ist aufrührerisch wie eine geistvolle Rede und überzeugt mehr als das interessanteste Plaidoyer."

Marie lächelte. „Sie sind der begeistertste Anwalt derselben. Sie beweisen durch sich selbst, daß dem so ist," lächelte sie, purpurüberflammt.

Schuberts Musik erklang. Hans lehnte an der Balkontüre, durch die der Duft der Rosen drang. Sein männlich kraftvolles Gesicht war ernst. Er hatte die Lippen fest aufeinander gepreßt.

Die Hausfrau wandte sich an den Gatten. „Richard ist zurückgekommen." Auf Teuchingens Stirne trat eine Wolke. Er sah unwirsch auf. „Schon wieder," rief er. „Was ist mit dem Jungen? Mit vieler Mühe habe ich ihn bei dem Dynamitwerk untergebracht und nun sitzt er schon wieder hier."

„Diesmal ist sein Kommen gerechtfertigt. Er hat Urlaub."

„Nach drei Monaten schon? Das ist unglaubwürdig," grollte der Hüttenbesitzer. „Ich will nicht hoffen, daß Richard Dir auch noch Unwahrheiten gesagt hat."

„Nein, Papa. Das tut er nicht. Leicht ist er ja ein bißl, aber bei der Wahrheit ist er immer geblieben," verteidigte ihn die Mutter. „Übrigens sieht man es ja. Er hat ein Auge eingebunden."

„Was hat es da gegeben?" Die Frage war nun voll Sorge.

„Frag den Jungen selber. Er will Dir es erzählen. Tu ihm den Gefallen, laß es Dir erzählen."

Richard Teuchingen sah jugendlich aus. Er hatte ein rosiges Gesicht und wenn der Schnurrbart nicht gewesen wäre, hätte man ihn für kaum zwanzig halten können. Nun trug er über dem linken Auge eine Binde. Eine gewisse Verlegenheit lag in seinem Gesicht, das unverkennbar dem der Mutter ähnelte.

„Grüß Gott, Junge," sagte Teuchingen und reichte dem Sohne die Hand. Er war ein unruhiges Blut auf der Hochschule gewesen und oft war eine Dazwischenkunft nötig gewesen, um die Dinge leidlich zu ordnen, die sein Übermut veranlaßt. „Was gibt es schon wieder? Du hast mir doch versprochen, vor zwei Jahren nicht wiederzukommen und nun bist Du schon wieder in Theresiental?"

„Unfreiwillig, Papa. Das kannst Du mir glauben. Der Direktor hat mir befehlen müssen, hierher zu gehen. Ich hätte es nicht getan."

„Was ist geschehen?“

„In unserer Fabrik gab es eine Explosion. Das ist keine Seltenheit. Denn die Leute bleiben trotz der Warnungen unvorsichtig. In einem Objekt ging es in die Luft. Im Nebenraum wurde natürlich alles ruiniert. Alle Arbeiter bis auf zwei konnten sich retten. Diese beiden veranlaßten mich, in das Objekt einzudringen. Dabei erlitt ich eine Verletzung am Auge. Das ist alles.“

Teuchingen schüttelte dem Sohne noch einmal die Hand. „Es ist viel genug, um Dich bei uns herzlich willkommen zu heißen. Hoffentlich wird sich das Auge bald erholen. Es ist das doch wohl zu erwarten?“

„Der Arzt hat wenigstens nichts gegenteiliges gesagt,“ erwiderte sorglos der junge Chemiker. Er war augenscheinlich sehr erfreut, eine so herzliche Aufnahme zu finden. „Ich werde mich bemühen, mich der Hausordnung anzupassen,“ fügte er hinzu. „Du wirst, Papa, keine Ursache zu Beschwerden haben.“

„Das soll mich freuen.“ Noch einmal nickte der Hüttenbesitzer dem Sohne zu, dann schritt er in sein Privatbureau. Dort suchte ihn bald seine Frau auf. „Marie ist mit Bertelot spazieren gegangen,“ bemerkte sie mit einem gewissen Nachdruck. Teuchingen überhörte die Betonung. Er nickte nur.

„Harbander war bei Dir, Papa. Was hat er Dir geraten?“ fragte sie.

„Hm. Eigentlich den Verkauf, aber....“

Frau Poldis Lippen zogen sich zusammen. „Aber mit ihm als Inventar, nicht wahr?“

„Du irrst. Im Gegenteile, wenn ich Theresienhütte verkauft hätte, würde Harbander nicht mehr hier geblieben sein."

Die Frau des Hüttenbesitzers verriet Erstaunen. „A, da schauts her! Eine solche Anhänglichkeit hätte ich dem Direktor Harbander gar nicht zugetraut. Und was wirst Du machen."

„Vorderhand behalte ich das Werk, trotz des brillanten Anbotes. Gott sei Dank befinden wir uns ja in keiner Zwangslage."

Frau Poldi seufzte auf. Man sah, die Nachricht befriedigte sie. Sie hatte vielleicht eine andere erwartet.

„Da bin ich aber froh. Denn nach Wien wärst Du doch nicht gegangen. Und sonst gefällt es mir doch ganz gut in der Theresienhütte..."

Teuchingen strich seiner Frau über die Hände. „Das hör ich gern, Poldi. Marie wäre schweren Herzens weggegangen. Von Hans will ich gar nicht reden..."

„Der wäre hiergeblieben, auch unter den neuen Herren. Der kann sich von diesem Boden nicht trennen," lachte die Frau.

„Wer weiß! Aber zuzutrauen ist es ihm. Auf alle Fälle wäre Hans der Abschied am schwersten geworden. Denn er ist mit Leib und Seele diesem Boden zugetan."

Frau Poldi legte nun ihrerseits ihre Hand auf den Arm des Gatten... „Du, Papa. Ich weiß etwas. Ich glaube, es ist etwas möglich, was ermöglicht,

daß wir hierbleiben und doch die Sorgen von Dir genommen werden."

Teuchingen lächelte. „Das wäre freilich eine Überraschung. Laß mich sie hören."

„Nun, merkst denn Du gar nichts?" Mit dem Eifer, den die Frauen an den Tag legen, wenn etwas anderen und namentlich dem Gatten entgangen ist, sah sie ihm ins Gesicht.

„Nein, gar nichts. Du überrascht mich wirklich."

„Es betrifft Marie." Sie sprach leise.

„Marie?"

„Oder vielmehr den Delegierten der Gesellschaft, Bertelot."

Teuchingen begann zu begreifen. „Du meinst, Poldi?"

„Ich sehe, daß Bertelot ein unzweifelhaftes Interesse an unserem Mädel nimmt."

Der Hüttenbesitzer sah ernst drein. „Ist es nicht etwa nur der so übliche Flirt?"

„Damit hat es natürlich begonnen. Aber es greift tiefer."

„Und Marie, was ist mit dem Kinde?"

„Das Mädel war noch nie so lustig, so strahlend fröhlich wie jetzt. Es ist ein neuer Zug in ihre Schönheit gekommen."

Die schöne Frau sagte es mit der zärtlichen Freude einer Mutter, die die Wahl ihrer Tochter billigt.

Teuchingen trat an die Balkontüre heran. Ein milder Wind strich ihm entgegen. Sollte das Leben ihm so lind die Sorgen nehmen? Kein Gedanke war

jemals in ihm aufgewacht, der damit rechnete. Eine leise Freude wollte in sein Herz kommen. Er fühlte den Arm seiner Frau auf dem seinen. Er beugte sich zu ihr und küßte sie auf die Stirne.

„Wir wollen der Dinge geduldig harren, wie sie reifen werden. Ich will es zufrieden sein," entgegnete er mit fester Stimme.

Ein Wagen fuhr draußen vor. Man hörte die Stimme Hansens. Teuchingen dachte nun an diesen. Er hörte das Lachen seines Jungen. Bald sah man den Jagdwagen auf der Straße unten auftauchen. Sie fuhren wohl in die Stadt hinein. Was würde einst aus den beiden werden?

Der Hüttenbesitzer strich sich über die Stirn. Daß er so schwer an den Dingen trug, zu sehr mit den Gedanken in der Zukunft weilte. Das nahm ihm die Freude an der Stunde, an der Zeit, die ihren Zauber um ihn spannte.

Diesmal sollten die Gedanken keine Gewalt über ihn gewinnen. Er nahm den Arm der Frau und führte sie hinein zum Klavier. Wie vor Jahren setzte er sich an das Instrument und begann zu spielen. Studentenlieder und dann irgend eine lustige Weise, die ihm im Hirn lag.

Es war Sonne in der Villa Teuchingen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Bald kamen andere Tage. Tage, die voll Schwere und Erwartung waren. Ein neuer Ton beseelte sie, ein Glockenläuten großer Stimmungen durchklang

sie. Es kam der Krieg und er öffnete die Menschenherzen und machte aus ihnen Altäre. Es gab nur wenige, die außerhalb der großen Dinge standen, denen keine neuen Quellen rauschten, die nicht hörten, daß eine neue Zeit neue Menschen schuf.

In Theresiental ward der Ton der neuen Zeit vernommen und alle Herzen wurden von ihr ergriffen. Durch die Straßen drängten sich bewegte Menschen und der Platz vor der Villa wurde in den ersten Tagen nicht leer von Abschiednehmenden. Die Arbeiter des Hüttenwerkes kamen, um sich zu verabschieden. Denn sie rief, wie Hunderttausende, das Vaterland unter die Waffen. Arm in Arm zogen sie in langen Reihen. Österreicher und Deutsche. Sie sangen gemeinsam Lieder und wurden nicht müde, zu danken für die Hurras und Heils, die ihnen dargebracht wurden. Junge Burschen schritten neben bärtigen Männern, in die das Grau schon floß. Alle waren von derselben ernsten Begeisterung getragen, von der gleichen Überzeugung, daß sie siegen würden, beseelt.

Hans Tauttenberg war einer der ersten, die einberufen wurden. Seine Wangen loderten. Er war ein anderer Mensch geworden. Er stand auf dem Balkon und sprach zu den Männern draußen, als ob seiner Rede Schwingen gewachsen wären. Er ging freudig fort. „Nur das eine wünschte ich mir,“ sagte er, als er Abschied nahm, „daß ich diesen teueren Boden verteidigen dürfte, wenn der Feind ihn bedroht.“

„Überall ist heiliger Boden, ist deutscher, vaterländischer Besitz zu verteidigen," entgegnete Teuchingen ernst und gerührt.

„Ich muß zu Hause bleiben," grollte der junge Teuchingen. Er war zurückgeschickt worden. Das Auge war unheilbar. Er ging der Erblindung auf dem beschädigten Auge entgegen.

Die Mutter zog ihn an sich. „Wir brauchen Dich hier. Denn bald wird uns alles verlassen haben. Wir werden Verwundete hieher bekommen. Da bedürfen wir Deiner Hilfe."

„Ich wollte, ich könnte wie Hans hinaus auf das Schlachtfeld, um dort meine Pflicht zu erfüllen. Aber nun erfüllt sich mein Geschick. Jetzt sühne ich, was ich gefehlt."

Der Hüttenbesitzer richtete ihn auf. „Nein, mein Junge. Das hast Du durch Deine Tat längst gesühnt. Gräme Dich nicht! Auch Du wirst ernste Pflichten zu erfüllen haben. Wer weiß, wie bald. Denn wir haben hier an der Grenze mit dem Einfall des Feindes zu rechnen."

Da ging der Grollende hinaus und war ein wenig getröstet.

Die Theresienhütte war fast zum Stillstand gekommen. Denn immer mehr Arbeiter wurden unter die Waffen gerufen.

Tage der Einsamkeit kamen, die quälend auf allen lasteten, in denen man voll Begierde auf die Zeitungen harrte und auf die Nachrichten, die von amtswegen

veröffentlicht wurden. Eine stille Freude stieg auf, wenn von Erfolgen berichtet wurde.

Eines Tages kam Teuchingen mit sorgenvollem Gesicht nach Hause. Er sprach zunächst nichts, aber man merkte ihm an, daß seine Gedanken mit schweren Entschlüssen beschäftigt waren.

Eugen Bertelot, der künftige Eidam Teuchingens, nahm es zuerst wahr. Er machte eine darauf bezügliche Bemerkung zu der Hausfrau, als man die letzten Vorbereitungen traf, um die schönsten Räume des Hauses zu Krankenzimmern umzugestalten. Frau Poldi nickte. „Das ist ja jeden Tag zu erwarten. Jeden Morgen danke ich Gott und der heiligen Jungfrau Marie, daß die Franzosen noch nicht in unser Tal gekommen sind. Aber immer fürchte ich, am nächsten Tag werden sie da sein.“

Bertelot war anderer Meinung. „Wenn die französische Armeeleitung solche Pläne hätte, wäre der Einmarsch schon in den ersten Tagen an dieser Stelle erfolgt. Wahrscheinlich sind die Dispositionen geändert worden.“

Diese Versicherung half immer ein paar Tage. Aber damals, als Teuchingen mit dem sorgenvollen Gesicht nach Hause kam, wollte ihr Herz nicht mehr zur Ruhe kommen. Sie suchte den Gatten in seinem Privatbureau auf.

Er stand sofort vom Schreibtisch auf, als sie eintrat. Ein Blick voll Liebe umfing sie. „Poldi, was führt Dich zu mir?“

„Papa, was ist vorgefallen? Kommen die Feinde?“

Frau Poldis Gesicht war bleich und ihre Stimme zitterte. Der Gatte faßte sie bei den Händen. „Zunächst kommen die Unseren."

Da schlug ihre Stimme sofort um. Sie lächelte. „Gott sei Dank. Da kann uns ja nichts mehr geschehen."

Teuchingen wiegte den Kopf. „Gewiß werden sie alles aufbieten, um den Feind abzuhalten. Aber Kämpfe sind eben deswegen zu erwarten."

„Bei denen wir siegen werden," sagte Frau Poldi und verließ den Gatten in getrösteter Stimmung.

Teuchingen fuhr nach einer Weile zur Theresienhütte. Er fragte nach dem Direktor. Harbander war aber nicht zu Hause. Er ließ daraufhin den Wagen bis zu einem bestimmten Punkte fahren, worauf er ihn zurückschickte.

Rüstig stieg dann der Hüttenbesitzer durch den Wald aufwärts zu der Talsperre. Der Weg war still. Es lastete eine gewitterhafte Stimmung über dem Tal. Manchmal war es, als hörte man aus der Ferne den schweren Schritt marschierender Regimenter. Aus diesem Grund blieb Teuchingen mehrmals stehen, aber er konnte keine Gewißheit gewinnen, ob er nicht das Opfer einer Täuschung geworden sei.

Er schritt Wege, die durch auffallende Tafeln ausdrücklich als verboten bezeichnet waren. Es ging steil aufwärts. Der Boden war steinig. Zwischen den Felsen streckten dünne Gräser ihre Halme, hie und da auch ein Blümchen. Nur dort, wo der Boden feucht war durch aufquellendes Wasser, gab es kleine Rasenflecke. Das waren die Stellen, wo die Talsperre von

ihrem Überfluß etwas abzugeben schien. Mählich erreichte er sie.

Eingebettet in die Felsen und den Wald lag das ungeheure Wasserbecken. Eine Mauer von kolossalen Dimensionen schloß sie an der vorderen Seite ab. Dort, wo durch ein kunstvolles Gefüge das Wasser in der gewünschten Menge abfloß. Aus grauem Granit schoß ein kleiner Bach aus der Sohle talwärts. Auf der wohl vierzig Meter breiten Hauptmauer war ein rotgedachtes Häuschen für den Wächter aufgebaut. Es lag wie am Ufer eines Sees. Der Wasserspiegel der Talsperre lag ziemlich tief. Denn der Zufluß war nicht stark. Das Wasser floß aus einer Reihe von Teichen zu, die auf der Höhe lagen. Es waren ursprünglich mehr Sümpfe denn Teiche gewesen. Teuchingen hatte nach den Vorschlägen Harbanders sie reguliert. In den Teichen war nun eine rationell betriebene Fischzucht eingerichtet. Fichten und Lärchen wuchsen auf der Höhe. Sie war so still wie der Weg, den der Hüttenbesitzer beschritten. Seinem kräftigen Schuhwerk schadete die Feuchtigkeit nicht. Er merkte es auch kaum, daß er bisweilen bis über die Knöchel in das Wasser trat. Er war in tiefe Gedanken versunken. Er schritt die ganzen Teiche ab und suchte sich zu überzeugen, daß die Schleußen in Ordnung seien. Es war gegen Abend, als er wieder an der Talsperre stand. Eine lange Weile stand er und starrte in die ruhige Wasserfläche; Mücken spielten über ihr. Es war ein friedliches Bild. Dann wandte er sich um und schritt einen kleinen Hang hinan. Der

Weg war beschwerlich. Es ging über Geröll und durch Buschwerk. Inmitten desselben stand eine kleine Blockhütte. Teuchingen sperrte mit einem rasch herbeigeholten Schlüssel die Türe auf und trat in das dunkle Innere. Denn die Fenster waren durch eiserne Läden gesperrt. Nach einer Viertelstunde etwa trat er ins Freie zurück und schloß die Türe wieder sehr sorgfältig. Er vergewisserte sich, daß alles in Ordnung sei, dann schlug er rasch einen seitlichen Weg ein, der abwärts führte.

Als sich Teuchingen der Stadt näherte, hörte man deutlich das Trommeln einer marschierenden Truppe. Die Leute standen in den Straßen und begrüßten voll Freude die Truppen. Sie waren staubbedeckt und müde. Hinten kamen in langem Zuge die Sanitätswagen. Sie beherbergten die Verwundeten, die der Tag gebracht.

Still grüßten die Menschen das Rote Kreuz. Nun war der Krieg auch in das kleine Tal eingezogen. Teuchingen entblößte das Haupt vor den Tapferen.

Er bat den das Kommando führenden Stabsarzt, die Verwundeten nach seinem Hause zu bringen.

Mit Tränen in den Augen begrüßte ihn Frau Poldi. Er schloß sie mit einem beruhigenden Lächeln in die Arme. Dann teilte er ihr mit, daß noch des Nachts Gäste kommen würden. Da war mit einem Schlage die Sorge vorbei und jenes Zagen, das tagelang die Frauen beherrscht. Sie hatten nun eine wichtige Sorge auf sich, der sie mit Eifer nachgingen.

Marie half mit großem Eifer der Mutter. Als der erste Wagen vor der Villa hielt, war alles bereit. Marie legte den Verwundeten Blumen in die Hände und auf die Brust. Bertelot nahm an all den Dingen lebhaften Anteil. Er war bewegt, ja aufgeregt, als er von der Ankunft hörte. Es ging ein Schreck über sein sonst so sehr beherrschtes Gesicht, als er in die bleichen, schmerzdurchfurchten Gesichter der Verwundeten sah. Er war auf das Eifrigste bemüht, ihnen beizustehen. Er nickte ihnen aufmunternd zu und gab ihnen Zigarren und Zigaretten.

Teuchingen ging fast nicht zu Bett. Er horchte immer wieder in die Nacht hinaus. Es wurde nicht still. Der einförmige Schritt von Marschkolonnen war bis gegen Morgen vernehmbar. Als in der Villa noch alles schlief, fuhr der Hüttenbesitzer in die Stadt und suchte den Bürgermeister auf. Er hatte mit ihm eine Unterredung, worauf sie sich zu dem Kommandanten begaben. Der General war bereits an der Arbeit. Karten lagen auf dem Tisch und Depeschenpapiere. Er empfing die Herren höflich, aber mit der Miene eines vielbeschäftigten Mannes. Die Auseinandersetzungen Teuchingens machten auf ihn den größten Eindruck.

Der General, ein weißhaariger Herr von hohem, leicht gebeugtem Wuchs, trat völlig aus seiner Zurückhaltung heraus. Er war überrascht und zögerte auch nicht, das zu sagen. Die Darlegungen des Hüttenbesitzers fanden seine Zustimmung. Er machte sich wiederholt Notizen und überprüfte an der Hand seiner Karten die Vorschläge Teuchingens.

Der Kommandierende verabschiedete sich nicht nur mit herzlichem Händedruck von den beiden Herren, er begleitete sie bis auf die Straße.

Der Bürgermeister kehrte unmittelbar in sein Amt zurück. Teuchingen fuhr nach Hause. Dort erwartete er den Besuch Harbanders, der seit dem Kriege jeden Morgen in der neunten Stunde bei ihm zu erscheinen pflegte.

Unruhig nahm er mit Bertelot das Frühstück ein, die Damen waren diesmal noch nicht zur Stelle.

Direktor Harbander erschien pünktlich. Sein Gesicht war ernst und erwartungsvoll. Teuchingen schüttelte ihm herzlich die Hand.

„Lieber Direktor, unsere Zeit ist gekommen," sagte er. „Nun müssen wir handeln."

Der Direktor neigte zustimmend das Haupt. „Ich bin dazu bereit."

„In vierundzwanzig Stunden, rechnet der General, wird der Feind an unserem Tale sein, wenn es nicht gelingt, ihn zurückzuhalten," sagte der Hüttenbesitzer ernst.

Harbander nickte. Er blieb ruhig. „Vierundzwanzig Stunden, das genügt."

„Das Bassin der Talsperre ist wenig gefüllt. Es müssen sofort die Schleusen der Teiche geöffnet werden. Natürlich darf kein Mensch etwas davon erfahren. Der Wildgarten ist ja abgesperrt."

Der Direktor bejahte. „Ich besorge die Sache selbst, damit niemand etwas ahnt. Die Heger werde ich an den Grenzen des Wildparkes als Wache stellen

lassen.“ Ein stolzes Lächeln lag auf dem männlichen Gesicht des Sprechers.

Teuchingen dankte. „Aber achten Sie auf sich, mein lieber Freund. Möglicherweise haben mittlerweile Vorposten sich eingeschlichen. Dann geht es auf Tod und Leben.“

„Wir sind im Kriege. Dem Leben bin ich nur einen Tod schuldig. Aber ich werde auf der Hut sein, damit unser Werk gelingt. Damit die Sündflut, wenn die Zeit gekommen ist, sich über den Feind ergießt.“

Der Direktor streckte sich. Er freute sich.

Eugen Bertelot stand bei dem Balkon. Er hatte mit stummer Spannung dem Gespräche zugehört. Nun wandte er sich um.

„Sollte nicht der Feind auch an diese Möglichkeit gedacht haben?“ sagte er leise und langsam. „Denn von der Talsperre haben die Franzosen gewiß Kenntnis. Sie werden sie also rechtzeitig besetzen, oder sich sichern, daß den andern das Wasser zum Verderben wird.“

Der Hüttenbesitzer schwieg einen Augenblick. Harbander sah zum Fenster hinaus. Ein kleines Lächeln schwamm auf seinen Lippen.

Teuchingen fühlte, daß eine Antwort erfolgen müsse.

„Vorderhand sind die Franzosen noch nicht da und können also nichts dagegen machen.“

„Wenn sie nicht im Tale sind, hat die Überflutung mit der Talsperre nur den einen Erfolg, daß die Stadt unter Wasser gesetzt wird,“ entgegnete Bertelot.

„Allerdings, aber daran denkt niemand," war die Antwort Teuchingens. „Der Plan beruht ja auch nicht auf diesen allzu lapidaren Voraussetzungen. Er ist mit der Öffnung der Talsperre an der Sperrmauer nicht erschöpft."

Gedämpft klang die Stimme, aber Stolz sprach aus ihr und die Augen waren von warmem Glanz umsponnen.

Harbander rührte sich nicht. Seine Haltung war merkwürdig. Er sah unruhig um sich. Sein Blick suchte den Hüttenbesitzer, doch dieser bemerkte dies nicht. Er hörte auch nicht das scharfe Räuspern Harbanders. Er sprach weiter, während der Direktor einen Sessel erfaßt hatte und auf dessen Lehne gestützt, als ob er alles um sich vergessen hätte, durch das Fenster sah, vor dem er stand. Von ihm aus sah man bis zur Hütte. Der Schlot der Maschinenanlage ragte über der Stadt auf. Das Gebäude lag etwas abseits von der Straße, die nicht weit oberhalb in das Tal einbog. Wurde die Talsperre an der Sperrmauer geöffnet, dann wurde auch die Hütte zerstört.

Aber der Plan, den Teuchingen nun kurz andeutete, war ein anderer. Er schonte die Hütte und einen großen Teil der Stadt. Nicht umsonst hatte Harbander beim Bau der Sperre mit Teuchingen lange und geheime Beratungen gepflogen. Sie hatten an die Zukunft gedacht, wie Männer, die vorauszudenken gewöhnt sind, auch den schlimmen Möglichkeiten ins Auge sehen und sie waren beide, obgleich sie auf politisch verschiedenem Boden standen, Männer, die dem

Vaterlande mit glühendem Herzen ergeben waren. Sie wußten, die Grenze war in der Nähe. Sie wußten, daß im Jahre des großen Krieges die Feinde auch an dieser Stelle eingedrungen waren.

Und so war beim Bau des gewaltigen Baues der Talsperre eine Anlage geschaffen worden, die durch eine Sprengung die Felsen durchriß, daß die Fluten durch Wald und Gebüsch jählings mitten in das Tal stürzten und es sperrten, daß rettungslos zugrundegehen mußte, was in seinen Strudel geriet...

Bertelot hörte schweigend, aber mit fiebrig glänzenden Augen, was Teuchingen sprach.

Frau Poldi kam herein. Niemand merkte es, bis sie ihre Stimme erhob.

Da fuhr Harbander zusammen und murmelte eine Entschuldigung. Sie nickte mit mattem Lächeln. Sie wagte nicht zu fragen, wenn der Direktor so ernst sah wie jetzt. Diese Falte in der Stirne, dann waren die Dinge ernst. Sie wollte Bertelots Rat. Denn dieser erwies sich erfahren in Dingen des Fiebers und kleiner Unfälle. Er erklärte, einmal Magister der Pharmacie zu werden geplant zu haben.

Teuchingen war mit Harbander allein. Der Direktor ging zur Türe und öffnete sie. Dann kehrte er zu dem verwunderten Hüttenbesitzer zurück. „Herr," sagte er, „Verzeihen Sie, wenn ich Unrecht tue: Aber Herr Bertelot weiß nun bis auf die Stelle, wo das Dynamit liegt, genau den Plan..."

Teuchingen nickte. „Allerdings, aber Sie meinen doch nicht, daß...?" Er wurde aschfahl.

Harbander faßte seine Rechte. „Vielleicht tue ich ihm Unrecht. Dann will ich es ihm tausendmal abbitten, aber er ist ein Ausländer."

„Ein Schweizer."

„Vielleicht! Ich denke ... Also ein Schweizer. Aber versprechen Sie mir eines — ich habe seine Augen gesehen. Sie gefielen mir gar nicht. Bitte, Herr Teuchingen, in Ihrem Interesse, bitte tun Sie das: Beobachten Sie ihn diese zwei Tage. Nur diese!"

Der Hüttenbesitzer sah finster vor sich. „Mein lieber Harbander. Warum, warum diese Angst und dieses Mißtrauen? Ich weiß, Sie waren Bertelot nie freundlich gesinnt. Verzeihen Sie auch meine Offenheit."

Harbander nickte. „Das bekenne ich. Ich weiß keine Ursache für mein Mißtrauen, aber es läßt mich nicht aus. Ich muß sprechen."

„Aus keines anderen Mannes Mund würde ich ein Wort dieser Art geduldet haben. Die Auskünfte über Bertelot sind die denkbar günstigsten. Die Gesellschaft, die die Theresienhütte kaufen will, hätte ihn sicher nicht zu ihrem bevollmächtigten Delegierten gemacht, wenn nicht alles in Ordnung wäre."

Harbander zuckte die Schultern. „Desto beruhigender, wenn meine Meinung nicht richtig ist. Aber diese zwei Tage, Herr Teuchingen, halten Sie die Augen offen!"

Teuchingen war schwer verstimmt. Aber er konnte dem Drängen des Direktors nicht ausweichen. „Ich will die Augen offen halten, um mich zu überzeugen,

daß Ihr Verdacht ungerechtfertigt ist, lieber Harbander. Halten auch Sie die Augen offen und wahren Sie Ihr Leben."

Fest lagen die Hände der Männer ineinander. Harbander war bewegt. Aber die Unruhe, die ihn beherrscht hatte, war verschwunden, als er diese Zusicherung erhielt.

„Ich werde meine Pflicht auf alle Fälle erfüllen," sagte er schlicht. „Die Stadt wird aber jedenfalls noch nachts geräumt werden müssen."

„Mit Einbruch der Dunkelheit wird der Befehl ergehen. Auf dem Plateau des Küchenwaldes ist genug Raum, um alle Bewohner unterzubringen. Nachmittags wird noch das große Schützenzelt aufgestellt, in dem die Frauen und Kinder nächtigen können. Außerdem werden Zelte aufgeschlagen.

„Gehen Sie mit Gott, lieber Freund."

Langsam schritt Harbander hinaus. Im Hinausgehen wandte er sich noch einmal um. „Wenn ich nicht kommen könnte, werde ich wenigstens telephonisch Bericht zu geben bemüht sein."

„Jawohl, ich warte darauf."

Dann blieb Teuchingen allein, bis die Post kam. Sie brachte nichts von Bedeutung: Einige veraltete Zeitungen, eine Karte für Bertelot und einen Brief für seinen Sohn.

Der nächste Tag brach an, er war ohne Stimmung. Ein bleierner Nebel lastete über dem Lande. Die ganze Nacht über hatte der Auszug aus der Stadt gewährt, auch morgens waren noch Nachzügler wahrzunehmen,

die mit bleichen Gesichtern, beladen mit allerlei Dingen, die ihnen die wichtigsten und unersetzlichsten schienen, dem Berge hinter der Villa Teuchingen zustrebten. Es war ein Auszug ohne Geräusch und Lärm.

Regimenter kamen heran, bestaubt und müde. Es war ein langsames Vorschieben, das plötzlich ein anderes Tempo annahm, als von der Ferne Kanonendonner erscholl, in das sich bald Salvenfeuer mischte. Der Feind hatte die Nachhut erreicht und griff sie an. Stundenlang vernahm man das fast gleichmäßig bleibende Getöse des Kampfes, es kam nicht näher und schien sich nicht zu entfernen. In der Stadt herrschte eine fieberhafte Spannung. Nur wenige beherzte Männer hielten sich außer den Soldaten in ihr auf. Einzelne Sanitätswagen wurden gebracht. Sie wurden in die Villa des Hüttenbesitzers dirigiert.

Teuchingen befand sich in wachsender Aufregung. Frau und Tochter waren mit dem gesamten Dienstpersonal mit der Wartung der Verwundeten beschäftigt. Nur selten tauchte eines der blassen Gesichter mit einem kleinen Lächeln auf den Lippen auf. Dann nickte ihnen Teuchingen zu. „Es ist nichts Neues," sagte dieser und die Ruhe, die er in solchen Augenblicken an den Tag legte, wirkte Wunder. Getröstet gingen die anderen weg.

Der Sohn half bei den Fiebernden, mehrmals erschien auch er bei dem Vater, der immer wieder die Kurbel nach dem Werke in Bewegung setzte, ohne eine Antwort zu erhalten.

„Ich glaube, daß Harbander endlich nach Hause kommen muß," sagte er endlich. „Ich begreife nicht,

wo er sein könnte. Denn die Theresienhütte ist doch noch von den Unseren besetzt. Sieh selbst." Er gab dem Chemiker einen Trieder in die Hand. Man sah durch das Glas Soldaten vor der Fabrik auf der Anhöhe, augenscheinlich als Vorposten aufgestellt. Es waren die Unserigen.

„Ich bitte Dich, Papa. Gestatte, daß ich hinausfahre. Damit ich mich erkundige."

Teuchingen legte dem Sohne die Hand auf die Schulter. „Ich danke Dir, mein Junge. Aber es hat keinen Wert. Denn wenn Harbander von der gefährlichen Stelle zurück ist, wird er sich selbst melden. Wir wollen noch warten."

„Wie Du willst, Papa."

Der Hüttenbesitzer nickte und fuhr fort: „Wo ist Bertelot?"

Eine jähe Angst stieg in sein Gesicht.

„Er ist einen Arzt suchen gegangen. Der eine Soldat hat steigendes Fieber, wir wissen uns keinen Rat. Die kalten Umschläge genügen nicht. Aber ich fürchte, es wird niemand zu finden sein. Und dann, wo soll man die Menschen suchen?"

„Geh, Junge, sieh, ob der Seifenbach schon mehr Wasser führt. Ich muß hier warten."

„Sofort!" Der Chemiker stülpte seinen Hut auf und eilte davon.

Es war gegen Mittag und die ersten Sonnenstrahlen kamen durch die dichten Wolken. Sie erzeugten eine merkwürdige Schwüle. Es war eine Stunde der Lärm des Kampfes fast erstorben, aber nun hub

er verstärkt an. Eine dichte Staubwolke stieg auf der Straße auf, die aus dem Tale führte. Kavalleriepatrouillen jagten heran. Scharfe Schüsse flogen über das Feld. Ein Vortrupp der Feinde erschien am Eingange des Tales. Von der Ferne tönte wieder das Dröhnen der Kanonen sowie das Knattern der Maschinengewehre. Herrenlose Pferde galoppierten mit schweißigen Nüstern heran. Der Kampf kam näher. Über dem Hüttenwerk wirbelte Rauch auf, als ob Granaten entzündliche Stoffe getroffen.

Der junge Teuchingen schritt eilig durch ein paar Nebenstraßen der toten Stadt. Seine Nerven vibrierten. Endlich kam er an den Bach, der die Stadt in einem tief eingeschnittenen Graben durchzog. Das Wasser rauschte hörbar. Es war seit dem Vortage gestiegen.

Der Chemiker stürmte zurück. Nun kam er schon in vorwärtsdrängende Infanterie, die den Feind wahrgenommen hatte. Sturmsignale heulten.

Teuchingen unterbrach das fieberhafte Auf- und Abschreiten, als sein Sohn eintrat. „Der Seifenbach führt mehr Wasser."

„Gott sei Dank," kam es von den Lippen des Hüttenbesitzers. Er setzte sich am Schreibtisch neben dem Telephon nieder, ergriff eine Feder und begann zu schreiben. Der Junge zog sich leise zurück.

Zwei Stunden verstrichen etwa in dieser Eintönigkeit, während draußen der Kampf immer näher kam. Nun erbebten die Fenster schon unter dem dröhnenden Schlag der Geschütze, da gellte die Glocke durch das

Haus. Teuchingen hatte geläutet. Wieder kam der Sohn eilig herbei. „Ist Bertelot zurück?“ fragte er mit schmerzzermartertem Gesicht.

„Ich werde nachfragen. Ich habe ihn seit vormittags nicht gesehen.“ Fünf Minuten später meldete er dem Vater: „Niemand weiß von ihm.“ Marie kam herüber. Das liebliche Gesicht war weiß, Tränen liefen über ihre Wangen. „Papa,“ rief sie. „Er wird verunglückt sein.“

Teuchingen zog sie an sich. „Wer weiß,“ sagte er mit tiefer, seltsam klingender Stimme. „Wir werden abwarten.“

Marie weinte. All die Sorge und Angst, die ihre junge Seele in diesen bangen Tagen durchlebt hatte, löste sich in diesem rinnenden Naß.

Wieder war Teuchingen allein. Es war ihm, als wäre er von aller Welt verlassen, als er an dem Telephon riß, das ihn mit dem Hüttenwerk verband. Mählich kam der Abend. Er war von dem Geschrei und dem furchtbaren Getöse des Kampfes erfüllt, der seine Zeichen immer näher trug. Nun gab es fast keinen Raum in dem gastfreundlichen Hause mehr, in dem nicht blutende, verletzte Soldaten lagen.

Da endlich fing das Telephon zu läuten an. Ruckweise und dünn. Mit einem Satz war der Hüttenbesitzer an dem Apparate.

„Hier Teuchingen,“ schrie er. „Harbander, sind Sie es?“

„Ja,“ scholl die Antwort, aber sie war kaum hörbar. Die Stimme des Antwortenden hatte keinen Klang.

„Um Gotteswillen, was ist?"

Wie über eine ganze ferne Welt ertönte nach einer Weile die Entgegnung. „Die Schleusen sind alle geöffnet, wie ich es versprach."

„Dem Himmel sei Dank," jauchzte Teuchingen. „Harbander, das vergesse ich Ihnen mein Leben lang nicht."

Es war wie ein Röcheln, das herüberdrang. „Ich hatte Sie schon vormittags am Telephon erwartet. Was gibt es sonst?" fragte der Hüttenbesitzer weiter.

„Ich bin eben erst zurück ... gekommen." Die Worte verwischten sich trotz allen Klopfens an der Membrane.

„Warum, lieber Freund?" Ungeheuchelte Sorge zitterte in den Worten.

„Ich bin angeschossen worden." Wieder röchelte der Apparat.

„Um Himmelswillen, doch! War der Feind schon dort?"

Teuchingen zitterte.

Aus der Ferne klang die Antwort: „Ein Feind, ja ..."

„Wer?"

„Bertelot."

Der Hüttenbesitzer schrie es. Ein furchtbarer Schmerz durchbebte ihn. Er gewann kaum die Gewalt, den Apparat zu halten. Er hörte nicht, daß jemand eingetreten war.

„Bertelot hat auf Sie geschossen?" rief er.

„Ja," wie ein Hauch kam die Antwort. „Und dann: Ich habe mich verteidigt." Teuchingen wollte rufen. Er konnte es nicht. „Harbander," sagte er nach einer Weile mit einer Stimme, die ohne Klang war, „lieber Freund, verzeihen Sie mir!"

Ein verlöschender Laut gab Antwort. Dann blieb der Apparat stumm.

Als sich Teuchingen umwandte, lag Marie zu seinen Füßen. Sie war lilienweiß im Gesicht. Ein schmerzliches Entsetzen lebte in ihren Zügen.

Der Vater nahm sie in seine Arme. „Das Vaterland legt allen Opfer auf, mein Kind," sprach er, „Auch Dir."

Das junge Mädchen schwieg. Ihr Herz vermochte das Gräßliche nicht zu fassen, was sie gehört. Wie ein Traum voll Ungeheuerlichkeiten erschien ihr alles, was um sie geschah. Sie weinte fassungslos, während die Hand des Vaters ihre Wangen streichelte und seine gütigen Augen voll tiefen Mitleides zu ihr niedersahen.

Nach einer Weile ließ er sie los und geleitete sie zu einem Sitz.

„Ist Mutter drüben in ihrem Zimmer?" fragte er.

Marie bejahte.

„Ich habe wichtiges zu tun," setzte er mit ernster Entschlossenheit fort. „Ich muß fort."

Da sprang das Mädchen auf. Es war ihr, als drohe ihr der größte Verlust, wenn der Vater ging, wenn er sie verließ in dem anbrechenden Abend, der von einem aufsteigenden Gewitter durchleuchtet war, während der Kampf noch immer seine Wellen warf.

Sie fiel ihm um den Hals. „Nicht fortgehen, Papa,“ bat sie mit der Angst und Inbrunst eines hilflosen Kindes.

„Ich muß,“ war die Antwort. „Die Pflicht gebietet es.“

Da schwieg sie. Doch in diesem Augenblick trat der Bruder ein. Sein Gesicht flammte. Bis unter das durch einen Verband geschützte Auge war es gerötet.

„Vater,“ bat er. „Ich weiß, die Talsperre ist besetzt. Ich habe gestern Bruchstücke von Deiner Unterredung mit Direktor Harbander gehört. Und vorhin war ich im Nebenzimmer, als Du sprachst. Harbander kann nicht das Werk vollbringen, das Ihr plant. Vater, laß mich es vollbringen!“

Teuchingen schüttelte den Kopf.

Der Junge beugte vor ihm das Knie und dringlich war seine Bitte.

„Ich bin jung. Das Auge hat mich ausgeschieden aus den Reihen derer, die dem Vaterlande mit der Waffe dienen dürfen. Ich habe Dir und Mutter so viel Sorge gemacht. Laß mich das wieder gut machen. Sag mir, was ich tun soll. Laß mich Dir dienen!“

Die tiefernsten Züge des Hüttenbesitzers erhellten sich ein wenig.

„Mein Junge, Deine Worte freuen mich. Aber es geht auf Leben und Tod.“

„Und wenn auch! Es sterben Hunderttausende den Opfertod fürs Vaterland.“

Eine Pause entstand. Sie war feierlich und ergreifend. Dann griff Teuchingen in die Tasche und

übergab dem Sohne einen Schlüssel. „Du kennst das kleine Blockhaus beim Küchenwald, neben den Birken?"

Der Junge bejahte mit glänzenden Augen.

„Dort liegt im Keller, unter der letzten Stufe, der Taster für die Sperre. Der Strom ist seit gestern eingeschaltet. Ich habe es selbst besorgt."

Der junge Teuchingen hob die Rechte wie zum Schwur. „Ich werde, Vater, tun, was Du mir befiehlst."

Die Hände lagen ineinander. Dann noch ein Kuß, auch auf der Schwester Lippen. „Grüßt die Mutter von mir." Dann schritt der junge Mann hinaus in die Dämmerung, die ferne Blitze durchleuchteten . . .

„Geh zu Mama, Marie und tröste sie," sagte Teuchingen zu dem Mädchen. Er war wieder allein. Die Türe zum Balkon öffnete er. Die Schlacht warf ihren Lärm herauf. Man hörte das Wiehern der Pferde und manchmal einen Laut wie einen Schrei. Dann flammte es in der Ferne rot auf. Erst wie wenn Raketen eingefallen wären, dann eine breite, lohende Fläche. Das waren wohl die Maschinenräume der Theresienhütte. Teuchingen griff mit der Hand an den Türrahmen und seine Lippen sprachen ein Gebet.

Der Tag war schwer. Da brausten Pferde die Straße herauf. Dunkel drängten Massen nach. Es schienen Flüchtende zu sein. Vor der Villa hielten die Pferde. Der General trat ein. Derselbe, mit dem Teuchingen tagsvorher mit dem Bürgermeister ver-

handelt hatte. Die linke Hand trug einen Verband. Das Gesicht war voll Schweiß.

„Herr Teuchingen,“ sagte er scharf, nachdem er kurz gegrüßt. „Nun ist die Zeit gekommen. Die Sperre ist in feindlichen Händen. Die unseren konnten leider die Höhe nicht halten. Auf Wegen, die wir nicht kannten, kamen die Feinde an uns heran. Eine Stunde können wir uns zur Not noch behaupten, dann müssen wir zurückgehen ...“

„Direktor Harbander ist vielleicht schon tot, jedenfalls schwer verletzt. Erst vor kurzem erfuhr ich es.“

„Der Mann, der den Plan ersann? Das ist ein Unglück. Wie kam es?“ Der General sah auf die Uhr.

„Einer Verräterei ist er zum Opfer gefallen.“

„Verräter!“ Der General biß die Zähne aufeinander. „Diese verächtlichsten aller Menschen sterben nicht aus. — Aber was soll nun geschehen? Ist es also nicht mehr möglich, den Plan auszuführen? An todesmutigen Männern mangelt es nicht.“

„Nur eine halbe Stunde noch, Herr General. Mein Sohn hat mich gebeten, ihn zum Vollstrecker des Planes zu machen,“ sagte Teuchingen.

Der Kommandant fuhr auf. „Also, es ist noch Rettung möglich?“

„Ja.“

„Wir werden alles aufbieten, um uns noch solange zu halten.“ Er wollte hinaus.

Der Hüttenbesitzer hielt ihn noch einen Augenblick zurück.

„Die Stadt ist noch in unserem Besitz? Bis dorthin wird nach der Schätzung Harbanders die Wirkung der Explosion gehen. Der Teil des Tales gegen dieses Haus zu, von den Ausgängen der Stadt, wird unter den Fluten begraben werden!“

Der General war bereits zu Pferde. „Ja. Wir halten noch die Stadt, höchstens eine Straße ist von dem Feind genommen.“

Die Sporen gruben sich in die Weichen des Pferdes, während seine Hand grüßend emporfuhr. Er sprengte hinunter, wo die Straße sich senkte. Ein schwerer Donnerschlag hallte über das Land. Es begann zu regnen.

Teuchingen kehrte langsam in das Haus zurück. Es war eine endlos lange Zeit, wie es ihm schien, die dann folgte. Er setzte sich zum Schreibtisch, um gleich wieder aufzuspringen. Er öffnete eine Türe. Es schien ihm, als hätte jemand gerufen. Es war aber wohl nur das Wimmern eines Verwundeten. Dann — es mochte eine Viertelstunde vergangen sein — kam Frau Poldi. Sie schleppte sich förmlich und ihr Gesicht war von Angst durchbebt. Sie sagte nichts. Er faßte ihre Hände und drückte sie. „Mut,“ sprach er.

Sie lehnte den Kopf an seine Brust. Der Regen prasselte.

Langsam, unendlich langsam rückten die Zeiger der Uhr vorwärts.

Fünf Minuten und dann zehn verstrichen.

Da lohte ein Blitz auf, mit grellem Schein überflammte er das Tal. Der Donner hallte nach, ein Schlag und dann noch einer.

Teuchingen sprang auf die Terrasse hinaus. Es war ein taumelndes Gehen. Die Nacht war finster. Frau Poldi folgte ihm, Marie war herbeigekommen, der schwere Donner hatte sie aufgeschreckt.

Teuchingen hatte den Kopf vorgestreckt. Er wollte das Gebraus hören, das nun anbrechen mußte. Hie und da vernahm man Salvenfeuer.

Da war es auf einmal, als ob sich eine helle Fläche seitlich von den Hängen löse. Wie eine riesige Glasfläche, die klirrend zerbrach. Etwas Dunkles schwamm auf ihr. Das war ein kleiner Wald. Felsen hatten sich gespalten und kollerten abwärts. Das Wasser stürzte ihnen nach. Zuerst wie ein Bach, aber die Wellen wuchsen. Es war wie eine flüssige Lawine, die mitten aus den Felsen hervorbrach, die durch eine unerhörte, furchtbare Macht geborsten waren. Die Wasser der Talsperre ergossen sich durch das riesige Leck. Es tobte ärger als die Geschütze. Gepeitscht von dem Nachfolgenden kam die Flut und heulte, wie sie weiter drang. Sie grub den Acker aus, hob die Brücken, zerschellte die Mauern, an die sie stieß. Rosse wieherten. Ein banges Geschrei sprang einmal empor zu den Ohren der Lauschenden. Es war, als fühlte man die Schreie der Feinde, die plötzlich sich von dieser entsetzlichen Flut umringt sahen, die wie ein Strudel sie erfaßte, zu Boden schleuderte, unter Pferdehufe, Kanonen oder Häuser antrieb mit einer unwiderstehlichen Gewalt.

Vergebens blies eine Trompete „Zurück.“ Es gab keines. Denn kein Ort war zu erreichen, der Schutz bot. Keine Insel tat sich auf. Sie wollten zurück, aber da gerieten sie in die Stromschnellen, die plötzlich entstanden waren, wo vor wenigen Minuten noch eine Straße war. Die Flucht mißlang. Es war wie eine Sündflut, die sich ergoß und die Feinde vernichtete.

Die Stimmen erstarben. Ein furchtbares Schweigen lag über dem Tal. Teuchingen stand hochaufgerichtet, die eine Hand um die Frau gelegt, die voll Freude weinte, als nun die Scharen der Sieger sich langsam der Höhe näherten. Der General war der erste. Tiefbewegt schritt er auf den Hüttenbesitzer zu und drückte ihm die Hand.

„Der Herr hat uns den Sieg in die Hand gelegt. Aber nur Ihrem Mitwirken ist er zu verdanken.“

In Teuchingens Augen stand eine Träne.

Das Wetter schwand zum großen Teil, der Himmel lichtete sich. Jubel flog über die Höhe, an sie kam das Wasser nicht heran. Es stieg kaum mehr. Die Wasser suchten, nachdem sie soviel Leben ausgetrunken, einen Weg nach der anderen Seite.

Da kam ein junger Offizier und meldete, daß auf einem Wege, oberhalb der Villa, ein junger Mann liege. Eine Binde trüge er über die Augen.

Da ging ein Ruck durch den Körper des Hüttenbesitzers.

„Ist er tot oder lebt er noch?“ fragte er leise.

„Er atmet noch.“

„Dann wollen wir den Jungen heimholen. Poldi, komm, und Du, Marie!“

Er wandte sich der Türe zu.

Der General wandte sich an den Offizier: „Eine Ehrenkompagnie für den Retter!“ befahl er mit heller Stimme, und folgte den Dreien, die eilenden Schrittes hinausgingen, während ihre Augen leuchteten ......



Menschenfresser.

Der Kühnel Seff aus dem Petzer ist ein gehöriger Klachel. Groß und breit, so zum Baumausreißen. Ein Esser ist er, vor dem man erschrickt. Aber auch ein Arbeiter, der sich vor nichts fürchtet. Dem Schmied hebt er den Braunen von der Herrschaft auf, an den sich sonst keiner herantraut, weil er ein wütender Schlager und Beißer ist.

Ein Fassel Bier trägt der Kühnel Seff auf dem Buckel gemächlich hinauf auf die Schneekoppe und dabei hängt ihm auch noch die Pfeife im Maul. So sagt er selbst. Denn „Mund," das sagt er höchstens von einem Frauenzimmer. Er ist auch ein höflicher Mensch, wenns sein muß.

Im Winter ist der Kühnel Seff Holzschläger bei der Herrschaft, im Sommer Träger und Führer.

Beinahe dreißig Jahre ist er alt geworden. Da ist der Krieg gekommen. Da hat der Seff im Petzerkretscham mit der Faust auf den Tisch in der Kutscherstube aufgehauen und gesagt: „Herrgott Sackerment. Wir müssen siegen, das wär' gelacht."

Als die Vorladung zur Musterung gekommen ist, da hat er sich gehörig gefreut und zu der Rindt Mali, die er am liebsten von allen sieht, gesagt. Nach dem Hochamt in der Pfarrkirche in Großaupa, als er sie zu einem Stamper Süßwein eingeladen hat, hat der Kühnel Seff gesagt: „Gott sei Dank, jetzt komm ich a dran. Ich freu mich schon auf die Geschicht.

Schießen haben wir gelernt und wenns auf Handarbeit ankommt, da tun wir a mit."

Dabei hat er seine Hände gehoben. Braun, knochig, stahlhart und von einer Größe, daß einem angst und bang werden könnt!

Die Mali, die selber ihre rechtschaffene Länge hat, hat gelacht und mit einem Blick, der ihm wohltat, gemeint: „Na, Seff, es tät mich recht gefreun, wenn Du als Kaprol zurück aufn Petzer kommen tätst."

Da ist er rot geworden wie ein Zunder. „Das weiß ich nicht, Mali, obs so weit reichen wird. Aber einen Gefreiten bring ich Dir mit, wenn sie's mit dem Rechtschreiben nicht gar zu gefährlich nehmen beim Militär."

„Ich glaub nicht," erwiderte das Mädel drauf eifrig. „Gar nix hört man, daß sie nach dem Rechtschreiben fragen tun. Sags halt nicht, wenn sie Dich nicht fragen tun."

Das tat Josef Kühnel, Holzschläger und Träger aus Großaupa dritter Teil, Petzer, auch nicht, als er in Trautenau vor der Musterungskommission stand. Einen Jeden, der vor ihm drankam, hatte er gefragt, ob sie denn auch hätten Auskunft geben müssen, wie es mit dem Schreiben stünde. Keiner wußte ein Wort. Da wurde die Stimmung Kühnels sehr zuversichtlich.

Die Herren sahen ihn wohlgefällig an, als er unter das Maß trat. Er hatte starke, muskulöse Glieder und grad gewachsen wie ein Baum war er. Aber als sie ihn untersucht hatten, mußte er den Mund — sie sagten so — auftun.

Da schüttelte der Regimentsarzt den Kopf und der Oberst zuckte die Schultern und meinte: „Schad' um so einen Menschen, den man direkt in eine Rüstung stecken könnt'. Aber Zahnfäule, da geht es nicht. Untauglich!"

Wenn es möglich gewesen wäre, daß das Wetterbraun des Gesichtes des Kühnel Seff sich hätte ins Rot wenden können, so wäre es damals geschehen. Es verschlug ihm gewaltig den Atem, was der Offizier sagte.

Untauglich! Er schämte sich wahrhaftig. Daß ihm das geschehen konnte, wo sie doch den Krattner Franz und den Ettel Hermann genommen hatten. Die ertrugen auf ihrem Buckel nicht die Hälfte soviel als er.

Dann dachte er an die Rindt Mali, die einen „Kaprol" aus ihm gemacht wissen wollte. Wie konnte er dem Mädel unter die Augen treten! Und überhaupt: die Rückkehr nach dem Petzer als „untauglich" war unmöglich. Himmelherrgott, sollte er zum Gespött herumlaufen. Gab es denn gar keine Gerechtigkeit auf der Welt?! Vor dem Rechtschreiben hatte er sich gefürchtet und jetzt ging es um die Zähne!

„So, so," meinte er nach außen und blieb stehen. Er dachte, vielleicht überlegen es sich die Herren doch noch einmal. Vielleicht haben sie einen Spaß mit dem Kühnel Seff machen wollen. Aber sie sagten nichts weiter.

Der Oberst zündete sich eine Zigarette an. Dem Seff aber winkte der Soldat, der ihn unter das Maß

gebracht hatte, er solle sich davonmachen. Denn schon war ein anderer hereingekommen. Ein dünner, schmaler Kerl, den es zu frösteln schien.

Da raffte sich der Holzschläger auf. Plötzlich war ihm ein Gedanke gekommen: „Da tu ich mich gehorsamst freiwillig melden, Herr Oberst," sagte er und tat die Fersen zusammen, daß sie knackten.

Der Regimentsarzt zuckte die Schultern, der Oberst ebenso. Um dessen Lippen war freilich so eine Art Lächeln. Aber der Regimentsarzt hatte das Wort: „Das geht auch nicht, mein Lieber. Die Zahnfäule ist da. Es geht auch freiwillig nicht. Das tut mir leid."

Der Oberst nickte dazu.

Da reckte sich der Holzschläger Kühnel Seff aus dem Petzer empor und über seine Lippen kam der Groll seiner verletzten Seele: „So? Es geht auch nicht! Ich hab gedacht, wir soll'n die Russ'n und die Serb'n derschieß'n. Soll'n wir sie denn frassen?!"





Fliegerleutnant Erich Leinweber.

Erich von Leinweber war von seinem Vater dem geschäftlichen Leben zugedacht gewesen. Er sollte dem Unternehmen des Vaters, der Firma Johann Leinweber und Bruder seine Kraft widmen. Denn er war ein beweglicher Geist, ein vorzüglicher Rechner und hatte Umgangsformen, die ihn überall beliebt machten.

Der alte Johann Leinweber hielt diesen Sohn im Stillen für sein Ebenbild. So meinte er, müßte er in der Jugend gewesen sein: Braun — alle Leinweber waren braun — hoch und breit, dabei immer voll Zuversicht.

Fritz Leinweber, der ältere der beiden Jungen, war mehr nach der Mutter geraten. Auch er erste Qualität, aber ein bißchen hochmütig, wie es in der Heinzerschen Familie sozusagen zur Tradition gehörte. Denn der Vater war eine Zeitlang Abgeordneter gewesen, ein entfernter Verwandter sogar Bischof. Da war es nun ja gewiß gerechtfertigt, wenn Fritz ein bißchen selbstbewußt war. Denn nicht nur von Mutters Seite her begründete sich dies. Die Leinwebers hatten ihrerseits dieselbe Berechtigung, es zu tun. Sie hatten seit jeher den solidesten Grundsätzen

gehuldigt und deswegen ihre angesehene Stellung sich geschaffen.

Aber der alte Leinweber war der Meinung, daß auch im Geschäft Liebenswürdigkeit nottat. Ein Lächeln und ein Händedruck brachten manches Geschäft rasch zum Abschluß, zu dem sonst qualvolle Stunden gehörten. Die großen Einkäufer, namentlich jene aus Amerika, hatten auch ihren Stolz. Mit ihnen traf es Erich ausgezeichnet, Fritz war ihnen zu reserviert, wie sie es nannten; die Amerikaner waren aber die Hauptkunden.

Es war also begreiflich, wenn Leinweber senior auf Erichs Eintritt in das Geschäft großen Wert legte. Aber es schien daraus nichts werden zu wollen.

Erich war vom Vater nach England geschickt worden, damit er dort in großen Spinnereien volontiere. In London hatte er nun Wilbur Wright kennen gelernt, als sich der berühmte Amerikaner zu längerem Aufenthalt bei dortigen Freunden befand. Der geniale Flugzeugkonstrukteur übte auf den jungen deutschen Ingenieur einen tiefgehenden Einfluß aus. Er wirkte geradezu suggestiv. Nicht nur auf Leinweber, auf den ganzen Kreis, der seine Bekanntschaft machen durfte.

Eine neue Welt schien werden zu wollen. Sie war mit den Augen Wrights gesehen, mit kühlen Augen, aber durch ein feuriges Temperament. Leinweber durfte einmal mit dem Amerikaner fliegen. Als er wieder festen Boden unter den Füßen hatte, war er wie berauscht. Und dieser Rausch hielt an.

Diese Bekanntschaft schuf sein ganzes Leben um. Erfinderträume berauschten sein Hirn. Er wollte selbst ein Flugzeug bauen. Eines, das nicht so schwerfällig wie jenes Wrights sein würde, sondern leicht wie ein Vogel, wie eine Schwalbe oder eine Taube. Er blieb zwar noch immer Volontär in der großen Spinnerei, in die er nur nach großen Schwierigkeiten Aufnahme gefunden hatte, aber seine Gedanken waren nicht mehr bei der ihm zugewiesenen Beschäftigung. Er entwarf Pläne für Motore und Flugzeuge. Die Nacht über, wenn er aus des Amerikaners Gesellschaft nachhause kam, zeichnete er. Nach den riesigen Erfolgen Wrights war er immer niedergeschlagen. Er fühlte, daß er nie die Menschen so für sich gewinnen würde. Dem Amerikaner jauchzten sie überall zu, wo er erschien und entzückt starrten sie ihn an, er war ihnen ein Wunder ....

Einmal aber erlebte Erich Leinweber eine Szene, die ihn ergriff. Es war bei einem der Flüge. Eine ungeheuere Menge hatte sich auf dem Flugplatz eingefunden. Auf dem Dach eines der vielen Autos stand ein kleiner, dicker Herr. Er hatte einen Überrock von unglaublicher Farbe. Er war zitronengelb. Der Herr hatte eine riesige Glatze und einen langen Bart. Neben ihm stand ein hohes, schlankes Mädchen. Es hatte die eckigen Glieder der Fünfzehnjährigen und trug auch noch lange Zöpfe. Diese waren blond. Der zitronengelbe Herr sagte wiederholt laut und vernehmlich: „Dummes Zeug“, obwohl gar kein Objekt für seine Kritik vorhanden war. Denn

er starrte, wie alle Welt, zur Höhe, in der Wright flog. Das Mädchen hatte einen solchen Ausdruck des Entzückens in ihrem jugendlichen Gesicht, daß man gerührt wurde. Unwillkürlich richteten sich viele Blicke auf die Kleine und auch Erich Leinweber tat es. Er konnte dieses verzückte, kindlich schöne Gesicht lange nicht aus den Gedanken bringen. Dazwischen klangen immer wieder die grotesken Worte des Zitronengelben: „Dummes Zeug“....

Der alte Leinweber merkte allmählich, wie sein Sohn unbrauchbar wurde für die ihm zugedachten Dinge. Aber er hatte Geduld und wollte abwarten, bis die Marotte des Jungen abflaute. Denn nur als eine solche erschien ihm dessen Schöpferdrang.

Wright kehrte nach Amerika zurück, Erich Leinweber nach Österreich. Fieberhaft kreisten Gedanken in ihm. Er mühte sich um die neue Form und suchte sie endgültig zu gestalten. Eine Unrast überkam ihn, wenn er aus den Zeitungen erfuhr, daß auch andere Hirne mit dem gleichen Problem beschäftigt waren.

Immer länger saß er in seinem Atelier und manche Nacht verbrachte er ohne Schlaf. Sein Körper hielt diese Art Arbeit nicht aus. Eine schwere Nervosität befiel ihn. Er verlor das Vertrauen zu sich selbst und zu seinen Plänen. Er verfiel in eine trostlose Zweifelsucht. Dazu kamen Beschwerden mit den Augen. Sie versagten manchmal den Dienst. Er wurde krank. Das stellte nicht nur der Hausarzt fest und der Professor bestätigte es, das fühlte er selbst.

Ein Jahr verstrich und noch eines, ehe er sich wiederfand. In seine Wangen kam Farbe, der Körper gewann Kraft, nur die Augen erholten sich schwer. Er verspürte einen starken Druck in und über ihnen.

Über den Rat des Arztes ging er auf Reisen. Er wählte den Balkan als Ziel. Bis Belgrad war die Reise ohne sonderliche Ereignisse vor sich gegangen. Das Wetter war günstig, die Verpflegung gut. Aber das war auch alles.

Nachdem er Belgrad besichtigt und in Topschider einem Rennen beigewohnt hatte, beschloß er, die Reise nach Orsowa auf der Donau zurückzulegen. Er traf es günstig, daß eben ein neuer, eleganter Dampfer anlegte und die Zahl der Mitfahrenden nicht zu groß war. Er schlenderte auf dem unteren Deck, um sich die Menschen anzusehen. Da fand er einen kleinen und dicken Herrn, der einen kakaobraunen, merkwürdig geschnittenen Überrock trug. Er war mit einem großen Bart ausgerüstet. Als er einmal die Strandmütze lüftete, sah man darunter eine Glatze gähnen. Der Herr fiel dem jungen Ingenieur dadurch auf, daß er zu angeln schien, während das Schiff in rascher Fahrt gegen Osten fuhr. Wenigstens hielt er eine Vorrichtung, die einer Angelrute sehr ähnlich sah, in der Hand. Gelegentlich murmelte er etwas. Das hörte Leinweber im Vorbeigehen. „Dummes Zeug" lautete es und dann noch einmal lauter als das erstemal: „Dummes Zeug". Da war es, als ob ein elektrischer Funke in das Gehirn Leinwebers fiele. Zwischen dem kakaobraunen Überzieher des ver-

mutlichen Anglers und dem zitronengelben eines Herrn in London war rasch eine Verbindung hergestellt mit Hilfe des ungewöhnlichen Ausrufes. Als dieser Zusammenhang hergestellt, suchte der Ingenieur mit weit größerem Interesse als bisher den Dampfer ab. Denn er vermutete, es müßte das schlanke Mädchen mit dem blonden Haar und dem glückverzückten Gesicht in der Nähe sein.

In der Tat näherte sich nach einiger Zeit eine junge Dame dem Angler. Aber Leinweber gestand sich, er hätte sie unter anderen Verhältnissen nicht wiedererkannt. Die Dame war schlank, hoch, blond und von jener Schönheit, wie er sie an deutschen Mädchen liebte, zart und gesund. Aber sie war doch anders, als er vermutet hatte. Sie hatte so gar nichts madonnenhaftes an sich. Ein klares, kluges Auge war ihr eigen. Der Schalk saß ihr, dem Anscheine nach, im Nacken, als sie zu dem alten Herrn sagte: „Onkel, ich glaube, wir werden frühstücken. Mama ist bereits erschienen. Es ist deine Zeit. Gleich ist es 7 Uhr".

Der Angesprochene zog die Angelrute — es war wirklich eine solche. Mit zwei Handgriffen hatte er den Stab zusammengeschoben und in die Tasche des Überrockes praktiziert.

Erich Leinweber nahm zur gleichen Zeit das Frühstück ein und es gelang ihm, in die Nähe der beiden zu kommen. Zu diesen gehörte eine schon genannte kleine Dame. Sie sah behaglich und rosig aus und war die Mutter des Mädchens. Letzteres kokettierte weder mit dem Ingenieur, noch mit einem

der sonstigen jungen Herren, die sich auf der „Budapest“ befanden und allmählich aus den Kabinen zum Vorschein kamen. Sie sah jedem offen in das Gesicht und lächelte freundlich, wenn ihr etwas gefiel. Inmitten einer Gesellschaft, die alle Sprachen gebrauchte, vor allem freilich das fremdklingende Magyarisch, sprach sie so unbefangen deutsch, als säße man auf einem Rheindampfer. Diese Unbefangenheit gefiel Leinweber ebenso sehr wie die frische Schönheit Bertie Leitenbergers. Sie stammten aus Bielitz, wie er nun bereits wußte.

Er begrüßte es als einen glücklichen Zufall, daß er bei der Mittagstafel neben dem Mädchen zu sitzen kam. Natürlich ergab sich da die Möglichkeit, ihr einige kleine Dienste zu erweisen, die sie freundlich quittierte. Den Nachmittagskaffee nahm man schon gemeinsam. Damals wußte der Ingenieur bereits, daß der kakaobraune Angler der Onkel Adalbert war, der außerdem Langebner hieß und als Privatier lebte.

Gemeinsam genoß man die unvergeßlichen Schönheiten der Stromschnellen des Eisernen Tores. In ihnen wuchs die hohe Freude über den prächtigen Strom, den Strom der Nibelungen und über die Dinge, die die Fahrt erschloß. Grün, früchtereif lag das Hügelland zu beiden Seiten. Fern her grüßten manchmal Türme, dann wieder engten hohe, steile Hügel die Ufer. Auf dem ungarischen Ufer lief die breite, schöne Heeresstraße knapp neben dem Strom. Viadukte waren manchmal in die Felsen eingesprengt, damit Raum für sie geschaffen werde. Dann weitete

sich das Gelände zu einem waldumstandenen See mit stillen Buchten. Aber immer mehr verengte sich der Fluß, die Fahrrinne wurde schmal, zum Greifen nahe trat das Ufer heran. Die Flut warf schäumenden Gischt, die Stromschnellen taten sich auf, seitwärts der Bahn, die der Dampfer zurücklegte, wurden Klippen sichtbar, an denen sich das Wasser brandend brach. Winzige Inselchen ragten dort.

Wie fast alle Passagiere, standen auch die vier Personen am oberen Deck, und während ein kurzer Gewitterregen glühende Tropfen über sie sprühte, genossen sie diese wundersame Fahrt. Onkel Langebner machte sie nicht zum ersten Male. Er kannte die Geschichte, die sich an manches Bauwerk knüpfte, das da auftauchte.

Erich Leinweber ließ die gewaltige Natur, mit der so viel Kämpfe der Menschen seit Jahrhunderten sich verknüpften, auf sich wirken. Es war ihm ein doppelter Genuß, daß er es unter solchen Menschen tun durfte.

In gehobener Stimmung kam man in Orsowa an. Es berührte die kleine Gesellschaft schier heimatlich, als ihnen auf den Schildern da und dort wieder deutsche Inschriften entgegenleuchteten. Leinweber besorgte Hotels und wurde dafür von Herrn Langebner eingeladen, gemeinsam mit ihnen Ada Kaleh zu besuchen.

Die Fahrt nach der kleinen türkischen Insel inmitten der Donau war für Bertie wie ein Märchen. Da war ein Bazar, eine kleine Moschee mit echten

Türken. Daneben lag eine winzige Kaserne, in der österreichische Soldaten Dienst taten. Die Infanterie schien alle Dialekte Österreichs zu umfassen, wie aus den Gesprächen vom Onkel Adalbert geschlossen wurde. Freilich fügte er dann gleich sein „Dummes Zeug" hinzu. Lächelnd und sinnend wanderten sie durch die Gäßchen, kauften da und dort eine Kleinigkeit, tranken türkischen Kaffee in einem kleinen Kaffeehause, Erich versuchte dabei sogar ein Nargileh. Dann besuchten sie den Hundertjährigen, die größte Sehenswürdigkeit des Inselchens und kauften dem Alten, der fröhlich dreinsah, etliche Ansichtskarten seiner ehrwürdigen Person ab. Angesichts der Donau, die wie ein metallischer Spiegel glänzte, schrieben sie zahlreiche Ansichtskarten.

Als sie nach Orsowa zurückfuhren, waren sie Zeuge eines merkwürdigen Schauspieles. Zigeuner feierten irgend ein Fest und ließen dabei zum Schlusse Luftballons steigen. An zwanzig oder dreißig der roten Kinderballons trieb der Wind gleich roten Blumen über den Strom. Bertie fand das sehr vergnüglich und bekannte, daß sie sich für das Fliegen sehr lebhaft interessiere.

Das war dem Ingenieur ein willkommener Anlaß, auf die kleine Episode bei dem Wrightschen Fluge in London zurückzukommen. Das Mädchen erinnerte sich des Amerikaners sehr gut. „Ich habe monatelang davon geträumt", gestand sie.

Auf dieser kurzen Fahrt in den rötlich verblassenden Abend ging Erich das Herz auf und er erzählte

von den Plänen, die sein Hirn bewegten und von dem, woran sein Herz hing. Bertie Leitenbergers Augen strahlten. Ihre Stimme gewann an Wärme. „Ach wenn es Ihnen gelingt, wornach Sie streben", sagte sie mit einer Innigkeit, die ihn entflammte, „das würde mir diese Stunde und diese Fahrt auf der Donau zu einer unvergeßlichen machen."

„Ich werde nicht ruhen und rasten, bis es gelungen ist", erwiderte der Ingenieur. Es klang ernst und feierlich wie ein Schwur.

„Dann kommen Sie auf der „Schwalbe" zu uns. Sie werden willkommen sein." Das war die Antwort, die mit einem leuchtenden Blick den Weg zu ihm fand.

„Ich werde dann der glücklichste Mensch sein". Seine Stimme zitterte fast.

„Sie werden siegen". Eine solche Summe von Vertrauen lag in den Worten, daß sich Erich Leinweber niederbeugte und die Hände des Mädchens küßte.

Im Hotel fand Erich eine Depesche vor. Sie riß ihn aus allen Himmeln. Sie war von zuhause. Der Bruder war unvermutet zu einer Waffenübung einberufen worden. Man erwartete amerikanische Einkäufer. Da war seine Anwesenheit zuhause notwendig.

Es ging durch seine Seele wie ein Riß, wie eine Ahnung, als ob hier ein dunkles Schicksal eingreife. Nun war er auf dem besten Wege, völlig zu gesunden. Neue Kräfte schufen in seinem Körper. Er war auch an der Seele gesundet. Die wenigen, gemeinsam

mit der kleinen Gesellschaft verbrachten Tage hatten mehr Wirkung gehabt als die langwierigen Kuren. Eine wundersame Sehnsucht hatte sein Herz ergriffen, wie ein Traum von Wundern und Abenteuern. Die Tage waren von einem tiefen Glücksgefühl erfüllt gewesen. Das würde nun wieder vorbei sein.

Das kam ihm unklar zu Bewußtsein, als er das Depeschenpapier in der Hand zerknitterte. Langsam schritt er über die Treppe.

Die Hotelgäste waren im Garten versammelt. An weiß gedeckten Tischen saß man im Freien. Kerzen brannten hinter gläsernen Glocken. Drüberhin zogen Nachtfalter. Denn es war eine laue, fast warme Nacht. Unter dem Vorbau, eine Art Halle, saßen auch Einheimische. Eine Zigeunerkapelle war in einem Winkel postiert. Sie spielte. Es war jene eintönige und doch seltsam aufregende Musik, die den Zigeunern eigen. Die Melancholie des Cymbals klagte, aber dazwischen durch lockten wilde Czardas-Töne.

Bertie Leitenberger lächelte Erich Leinweber zu, als er mit respektvollem Gruß sich dem Tische näherte. Der alte Kellner brachte eilig einen Sessel. Der Onkel dirigierte ihn neben die Nichte.

An den anderen Tischen herrschte lebhafte Unterhaltung. Ungarinnen saßen mit Herren, prächtige Gestalten mit pechschwarzem Haar, dunklen Augen und lockenden Lippen. Auch rumänisch hörte man. Die Rumäninnen hatten schmälere Gesichter und nachdenkliche Augen, aber auch sie waren voll Verheißungen. Erich Leinweber fühlte manchen Blick

auf sich ruhen, aber er gab ihn nicht zurück. Er lauschte mit Vergnügen der munteren Rede Berties. Sie erzählte von Galizien. Von polnischem Prunk und Trunk, von polnischer Ritterlichkeit und Wirtschaft, über die man lächelt oder schimpft, je nach dem man sie einschätzt. Denn die Leitenbergers wohnten gelegentlich auch in Galizien. Eine ihrer Fabriken lag in der Nähe von Rzesow.

„Man darf nicht an den alten, würdigen Prunk von Krakau denken, auch nicht an die frischpolierte Eleganz von Lemberg. Trotzdem hat unser Nowawes seine Reize. Inmitten des Stockpolentumes ist es ein blitzblankes Schatzkästlein. Breite Straßen, grüne Linden, Obstgärten, in denen auch die Blumenbeete nicht vergessen sind. Deutsch ist die Schule, deutsch sind die Priesterworte, die am Sonntag von der Kanzel gesprochen werden."

Mit leuchtenden Augen erzählte Bertie, sodaß der Ingenieur aus tiefster Überzeugung erwiderte: „Dahin komme, komme ich auf meiner Schwalbe geflogen."

„Sie werden willkommen sein. Mehr als das, wie ein Halbgott werden Sie verehrt werden." Sie lachte aufmunternd.

Onkel Adalbert erzählte von Bärenjagden in den Karpathen und von den Schönheiten dieser Gebirgswelt. Erich Leinweber suchte alle Schulerinnerungen zusammen, von der hohen Tatra, dem Meerauge und von diesem kam er auf andere Augen. Es waren die seiner Nachbarin. Der Primas und die Zigeuner

taten alles, um Stimmung zu machen. Der erstere geigte dem Ingenieur eine merkwürdige Variation der „Wacht am Rhein“ ins Ohr. Der Ungarwein war feurig. Trotzdem sprach Erich kein Wort von Liebe. Er lächelte und scherzte. Erst, als man an das Aufbrechen dachte, erwähnte er das Telegramm. Berties Augen verloren den lächelnden Ausdruck. Frau Leitenberger bedauerte. Der Onkel verhehlte seinen Ärger nicht. „Dummes Zeug“, murrte er, „die Amerikaner können sich eine geeignetere Zeit aussuchen.“

Als man dann schied, empfing Erich in der Vorhalle neben einem kräftigen Händedruck auch einen langen Blick, der ihn beseligte. „Kommen Sie“, sagt sie noch einmal leise und dann „Auf Wiedersehn.“

„Auf baldiges Wiedersehn“, entgegnete der Ingenieur.

Sie schliefen morgens noch, als er zum Bahnhof fuhr. Er hatte vielleicht erwartet, daß eine weiße Hand einen Vorhang zurückziehen und ihm zuwinken würde, doch nichts war davon wahrzunehmen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Zuhause angekommen, ging er mit fieberhaftem Eifer von neuem an die Verwirklichung seiner Pläne. Der alte Leinweber sagte nichts, aber er freute sich vom Herzen, als er sah, wie kraftvoll Erich geworden war, wie die Augen glänzten und eine siegfrohe Zuversicht in seiner ganzen Haltung lag.

Die Amerikaner wurden von ihm mit großem Erfolg behandelt. Sie waren von ihm entzückt und

das kam der Firma Johann Leinweber & Bruder sehr zu statten. Dann ging er wieder seine eigenen Wege. Dunkel schwammen auf seiner Seele Grund die Ideen, aber es gelang ihm trotz allen Bemühen nicht so leicht, als er gemeint, sie zu fassen und ihnen Gestalt zu geben. Währenddem arbeiteten andere mit mehr Erfolg. Jede solche Nachricht in den Zeitungen erregte seine Nerven und umdüsterte seine Stimmung, aber sie stärkte auch seine Energie. Nacht für Nacht saß er wieder in seinem Atelier. Trotz des Hämmerns in den Schläfen und des Druckes in den Augen, der sich wieder eingestellt hatte. Er achtete nicht darauf. Denn nun winkte ihm ein anderer, ein holder Preis, der mehr Wert hatte in seinen Augen als der Ruhm der Welt, ein schönes Mädchen, das er liebte .....

Seine Nerven aber litten immer mehr. Im Traume wurden die Zweifel des Tages oft zu schrecklichen Gestalten, sodaß er, Schweiß auf der Stirn, erwachte. Es war ihm dann eine Erlösung, wenn er die Augen aufschlug. Mit einem tiefen Atemzuge griff er zu der Lampe, die auf dem Nachttischchen stand.

Von grüner Hülle gedämpft, wurde es licht. Einmal schlug er nachts die Augen auf. Noch war er von der unklaren Erinnerung von etwas Gräßlichen umfangen. Dunkelsamten war die Nacht, die das Zimmer erfüllte. Er tastete nach dem elektrischen Schalter. Der Kontakt knackte leise, doch blieb es finster. Noch einmal drehte er — es wich das Dunkel nicht vor seinen Augen. Da erschrak der Ingenieur,

daß ihm der Atem in der Kehle stecken blieb und nur das Herz in wilden Schlägen arbeitete.

Blind!

Kein Licht fand mehr den Weg zu seinen Augen. War es Schweiß, der ihm über die Augen rann, oder war es Blut? Die Hände zitterten ihm. Matt und kraftlos lag er, nicht imstande, die seidene Decke von der Brust zu heben. Es war ihm, als laste sie mit immer stärkerem Druck auf ihm. Der Körper schmerzte ihm. Dann kam die Ruhe nach diesem Sturm. Er prüfte, ob er nicht träume und sprach laut vor sich hin. Nein, er war wach. Er hörte deutlich, wie Tropfen an die Fenster schlugen. Es regnete augenscheinlich. Und wieder rüttelte es ihn wie Fieber. Er fuhr empor und stieß im Dunkeln an die eine Ecke des Nachttischchens. Über ihm hing ein Bild. In breitem Rahmen ein Meisterstück eines alten italienischen Meisters. Er tastete darnach, um es im Zorn herunterzureißen, damit es ihn zerschmettere. Die Lampe schleuderte er von dem Tischchen zu Boden. Das Glas zersprang klirrend. Er schrie dabei. Dann wieder kam die Erschöpfung über ihn. Eine Weile saß er aufrecht im Bett. Er griff nach der Uhr und wollte das Zifferblatt abtasten, aber seine nervösen Finger waren zu dieser Arbeit ungeeignet. Er warf die Decke von sich und stellte sich auf die Füße. Sie schienen bleiern. In taumelnden Bewegungen griff er sich weiter und stieß sich dabei die Knie wund. Er wollte in das Atelier, das daneben lag. Endlich hatte er die Türe erreicht. Er stieß sie auf. —

Weit riß der Ingenieur die Augen auf. Er war wie betäubt und unfähig, zu denken. Sie brannten wie Feuer, aber — er sah! Der Mond warf sein fahles Licht herein. Die großen Fenster des Ateliers wehrten ihm nicht. Erich griff sich an die Stirne, von der der Schweiß in Strömen floß. Ein Jubellaut brach über seine Lippen. Er taumelte zum nächsten Stuhl und ließ sich zitternd auf ihn nieder. Er sah! Er sah!

Es war eine unsagbare Freude, die ihn durchfloß, ein Hochgefühl, das süß war wie, er wußte selbst nicht, wie. Lange saß er auf dem Sessel und dachte nach. Er blieb dort bis zum Morgen. Ein ernster Entschluß war in ihm reif geworden. In diesen Stunden wurde er ein anderer. Als er sich am Morgen erhob, umfaßte sein Blick noch einmal diesen Raum, der mit Modellen mancherlei Art angefüllt war. Baumstangen lagerten in den Ecken, Adler schwebten von der Decke. Ein fliegender Hund sah zwischen den Seitenflächen eines im Bau begriffenen Flugzeuges hervor. Tauben gurrten. Dann schloß er mit fester Hand den Raum hinter sich ab. Ein Seufzer kam aus seiner Brust. All das Hoffen und Wünschen ließ er hinter sich. Vielleicht auch das Glück....

Nein, er wollte nicht erblinden. Das würde er nicht ertragen haben. Der alte Herr war verwundert, als das Atelier nun dunkel blieb. Und so wie er, wunderten sich alle. Die Hoffnungen gingen freilich auch nicht in Erfüllung, die er an die geänderte Sachlage knüpfte. Erich warf sich nicht mit doppeltem Eifer auf das Geschäft. Er wurde Flieger.

Der Name Erich Leinwebers gewann bald an Ansehen in den Kreisen der Aviatiker. Er war anders, als die meisten, die diesen gefährlichen und viel bewunderten Beruf ergriffen. Er war kein kleiner Mechaniker, der das bißchen Mut aufbrachte, Flieger zu werden. Ihn lockten nicht die Preise, auch nicht der Ruhm, zu den kühnsten und kühlsten Fliegern zu gehören. Er flog, weil er den Traum erfüllt fand in dem Fliegen. Immer wieder erfaßte ihn dieses Glücksgefühl, das er sonst nie hatte, wenn er aufstieg und über einsamer Türme schweigender Höhe seine Kreise zog, sodaß nichts um ihn lebte, als manchmal ein scheuer Vogel, der geängstigt an ihm vorbeischoß, und kein Geräusch als das Surren des Motors.

Erich Leinweber hatte eine sichere Hand und kaltes Blut. Er durchlebte alle Gefahren, die auf den Flieger lauern: Böen, Nebel, Aussetzen des Motors. Er wurde aller Herr. Er verwuchs förmlich mit dem Apparat. Er schien ein Teil desselben zu werden. Denn er hatte in den Jahren, da er in seinem Atelier arbeitete, tausendmal alle Möglichkeiten überschlagen, den Widerstand jedes einzelnen Teiles berechnet und durchdacht.

Einmal schrieb er einen Brief an Bertie Leitenberger. Er wurde länger als er gedacht. Aber es kam keine Antwort. Monate darnach erreichte ihn eine flüchtige Karte von ihrer Hand. Es war ein Glückwunsch. Sie hatte von irgend einem Erfolge wohl gelesen, den er als Amateur errungen.

Der Ingenieur überlas nachdenklich die rasch hingeworfenen Zeilen. Er fand, sie hatte ihn fallen gelassen oder war es nur die Stimmung der Sommertage auf jener Reise gewesen, die ihre Augen mit Leuchten erfüllten, wenn sie mit ihm gesprochen hatte. Er neigte zu dieser Meinung. Es war vielleicht sein Unglück, daß er solche Dinge schwerer nahm als notwendig.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es wurde Krieg. Achtundvierzig Stunden nach der Mobilisierung wurde Erich Leinweber einberufen, und zwar zur Luftschifferabteilung. Der Stabsarzt fragte ihn, indem er einen Blick auf die Augen des Leutnants warf, ob er gesund sei. Dieser bejahte ruhig. So unterblieb denn die Untersuchung.

Es ging nach Budapest. Der Ingenieur hatte seinen eigenen Apparat „S. 3" mit. Mit diesem hatte er viele gefahrvolle Flüge ohne Unfall gemacht.

In der ungarischen Hauptstadt herrschte bewegtes Leben, das von einem starken Optimismus getragen war. Endlos lange Militärzüge fuhren ein und ergossen zehntausende Soldaten in die beflaggten Straßen, wo sie mit jubelnden Zurufen begrüßt wurden. Musik schien Budapests Parole zu sein. Lieder in allen Sprachen ertönten und mengten sich. Es kam zu Szenen der Verbrüderung. Fremde Menschen küßten sich beim Laternenschein.

Fliegerleutnant Leinweber sehnte sich trotzdem fort. Es widerstrebte ihm, gefeiert zu werden, ehe

er seine Pflicht erfüllt hatte. Sein Wunsch fand bald Erfüllung. Er und einige Kameraden wurden nach Serbien beordert. Er erhielt den Auftrag, Erkundungsflüge über Belgrad und in das Innere des Landes zu machen. Sie waren ohne besondere Gefahr oder Aufregung. Wohl pfiffen manchmal Gewehrkugeln neben ihm vorbei, aber von einer planmäßigen Beschießung war keine Rede.

Die Serben schienen sehr vertrauensselig zu sein. In Belgrad sah er auf der Terazzia vor dem Hotel „Moskva“ beim Schein der elektrischen Bogenlampen lustwandelnde Menschen. Er flog so tief, daß er die flutende Bewegung deutlich wahrnehmen konnte. Wahrscheinlich spielte wie in Friedenszeiten eine Kapelle, sonst hätte man das Surren des Motors hören müssen. Er überflog die Save dicht oberhalb der Befestigungen und beschrieb einen Kreis. Erst beim Rückflug geriet er in das Licht eines Scheinwerfers und erhielt vom Kalimegdam her einige Salven, die aber weit ab von ihm in die Luft gingen ...

In Semlin ging das Leben fast seinen gewohnten Gang. Allerdings wehte von verschiedenen Häusern die Fahne des Roten Kreuzes. Hie und da brachte man Verwundete. Zuerst Mannschaften der Donaumonitore, dann Infanterie. Wachen standen an vielen Stellen und nachts tönten die einförmigen Schritte der Patrouillen in den Straßen. Die Artillerie schickte gelegentlich Salven hinüber nach Serbien. Ihr Feuer wurde schwach erwidert. Nur einmal wuchs der Donner zu einem höllischen Getöse an,

als die Serben den Versuch machten, die große Savebrücke in die Luft zu sprengen.

Erich Leinweber war von den Dingen unbefriedigt und er begrüßte es, als er nach Galizien beordert wurde. In ununterbrochener, aber langsamer Fahrt ging es durch Ungarn bis nach Budapest. Der Zug erreichte die Stadt nachts. Trotzdem war sie voller Leben. Bataillone marschierten von einem Bahnhof zum andern. Eljenrufe begrüßten sie. In den Kaffeehäusern spielten Zigeunerkapellen vaterländische Lieder.

Zwei Stunden später ging der Zug Leinwebers weiter nach Norden. Über die grünen, waldumsäumten Karpathenpässe brauste der Zug. Manchmal warf ein Bach seinen Gischt bis an den Bahnkörper. Bajonette blitzten aus den Wäldern auf den Höhen. Husarenfähnlein wurden auf den Straßen sichtbar. Säbel blitzten herauf....

Am fünften Tage erreichte Fliegerleutnant Leinweber die Armee, der er zugeteilt worden war. Dort schlug der Krieg seine Zeichen an jeden Weg. Das ganze Leben war von ihm erfüllt. Die Straßen waren voll Train, der in endlosen Reihen mit schwitzenden Pferden dahinzog. Die Bahnhöfe wimmelten von Truppen. Alle in der feldgrauen Uniform, die so schmucklos und darum so ernst ist. Zum erstenmal sah der junge Offizier gefangene Russen. Es waren große Männer, aber ihre Gesichter waren stumpf, nur selten begegnete man einem belebten Auge. Das war dann freilich finster, während die übrigen gleich-

mütig dreinsahen. Dann kamen Kolonnen des Roten Kreuzes, schweigsam und freundlich. An frischen Hügeln ritten sie vorbei, auf denen weiße Holzkreuze aufgerichtet waren. Zerbrochene Wagen lagen am Weg. Scheuern standen ohne Tore, Häuser ohne Dächer, rauchende Gehöfte, von denen nicht zu erkennen war, ob Granatschüsse sie zerstört, oder ob an sie Feuer gelegt worden war.

Aus der Ferne schlugen Geräusche der verschiedensten Art an das Ohr der Marschierenden.

Es begann zu regnen. Mit einem Gewitter hatte der Regen eingesetzt und schien nie enden zu wollen. Die Wege weichten auf, der Staub verschwand und machte einer grauen, klebrigen Masse Platz, die zähe sich an alles heftete. Trotzdem schob sich Kolonne um Kolonne langsam, wie von einer ungeheueren und unsichtbaren Triebkraft bewegt, vorwärts. Die Mannschaften sangen. Man hörte alle Sprachen und sah alle Temperamente. Dazwischen schollen Trompetensignale und lärmten die Trommeln.

Mit dem Regen kam der Sturm. Just als es hineinging in tiefe, dunkle Wälder, in denen bisweilen auf einer großen Lichtung ein einsamer Weiler lag, der nun gänzlich verlassen war. Die Automobile blieben manchmal in dem zähen Brei stecken. Die Artillerie mußte immer mehr Vorspann nehmen. Fünf Paar Pferde gingen schnaufend in den Gurten und die gebogenen Rücken der Kanoniere stemmten sich außerdem gegen die Räder, um sie vorwärts zu bringen.

Da kamen im scharfen Tempo Patrouillen zurück und meldeten, daß Vorposten des Feindes gesichtet worden seien. Die Reihen kamen ins Stocken. Der General rief die Fliegerabteilung herbei. Ein blasser Leutnant, blutjung, aber fiebernd vor Eifer, wurde zum Aufstieg befohlen. Er hatte einen prächtigen Zweidecker, den er trotz des Sturmes rasch in die Höhe brachte. Bald verschwand er über dem Wald, der grau und endlos gähnte. Er dampfte von einem ungeheueren Nebel, der über ihm stand.

Zwei Stunden vergingen, ohne daß der Leutnant zurückkam. Der Sturm nahm zu. Der General nagte an der Unterlippe.

„Oberleutnant Roßwitz, gehen Sie hinauf", lautete der Befehl.

Der Oberleutnant war ein riesiger Kroate mit einem zitronengelben Gesicht und einem langen, dünnen Schnurrbart. Sein Eindecker wurde aus dem Zelt gezogen. Der Wind riß an der Leinwand, als ob er sie in Stücke reißen wollte. Der Eindecker hatte einen lärmenden Motor, aber er versagte selten. Bald verschwand der Kroate in der Richtung, die der Leutnant genommen. Nach etwa einer Stunde entdeckte Erich Leinweber mit dem Glase am Horizont einen Eindecker. Es schien jener Roßwitz's zu sein. Er kämpfte schwer gegen den Sturm, zeitweilig schien er auf einem Fleck zu stehen. Plötzlich stürzte er ab. Er verschwand in dem ungeheueren Forst, wahrscheinlich war er von dem Feinde beschossen worden.

Leutnant Leinweber stand einen Augenblick starr, als der Apparat verschwunden war. Ein paar Tage nur hatte er den Kroaten gekannt und ihn lieb gewonnen. Denn er war ein lustiges Blut und tapfer ohne Vorsicht.

Der General nahm die Meldung mit zusammengepreßten Lippen schweigend entgegen. Es regnete nicht mehr, aber der Sturm tobte noch heftiger.

Erich Leinweber trat vor den General. „Exzellenz, ich bitte um die Gunst, aufsteigen zu dürfen."

Der Kommandant stand nachdenklich: „Danke, Herr Leutnant. — Oberleutnant Mauerbrecher kennen Sie Galizien?"

Der Angerufene nahm eine stramme, dienstliche Haltung ein. „Zu Befehl, Exzellenz. Ich habe fünf Jahre in Rzesow gedient."

„Das ist mir angenehm, zu hören. Ich brauche einen terrainkundigen Flieger. Wir müssen auf alle Fälle die Stellung und Stärke des Feindes erkunden."

Mauerbrecher war ein kühner Flieger, ein Fatalist, der an seinen Stern glaubte. Sein Glück war sprichwörtlich. Er hatte noch nie einen ernsten Unfall erlitten. Wie ein Wirbelwind ging er mit seiner Taube in die Höhe. Er flog sehr hoch und war bald nicht mehr zu sehen.

Leutnant Leinweber ließ den Motor seines „S. 3" anwerfen. Er funktionierte ausgezeichnet wie immer.

Eine halbe Stunde später tauchte ein Flieger von Westen auf. Er kam nur sehr langsam näher. Es schien Mauerbrecher zu sein. Aber er flog bedenklich

niedrig. War dort der Feind in der Nähe, war die Gefahr sehr nahe, daß man ihn herunterholte. Es glückte indessen. Er kam doch heran, um im Sturzfluge auf einer abgeholzten Fläche zu landen. Kavalleristen sprengten gemäß den Vorschriften heran. Auch Leinweber suchte möglichst rasch heranzukommen.

Es war Mauerbrecher, aber das Glück schien ihm diesmal untreu geworden zu sein. Sein Eindecker war bei der jähen Landung auf dem unebenen Boden zertrümmert worden. Man zog den Stöhnenden mit Mühe unter den Trümmern hervor. Er schien die Beine gebrochen zu haben, war aber bei Bewußtsein. Die ungeheuere Energie, die in dem heiteren Wiener immer gelebt hatte, hielt ihn aufrecht. Mit aussetzender Stimme erstattete er Bericht. „Der Feind schiebt von Norden und Süden gewaltige Mengen vor. Er sucht uns augenscheinlich abzuschließen. Ich wurde entdeckt und heftig beschossen. Ein Schuß traf das Benzinreservoir. Ich brachte den Apparat nicht mehr in die Höhe."

Der General drückte dem Schwerverletzten herzlich die Hand. „Danke, Herr Oberleutnant", sagte er. „Ich werde das Armeeoberkommando von Ihrer bravourösen Fahrt amtlich benachrichtigen."

Der Oberleutnant lächelte, tat einen tiefen Atemzug und fiel in Ohnmacht.

Nachdem der General in seine Karte einige Einzeichnungen gemacht hatte, befahl er Leinweber zu sich. Dieser hatte klopfenden Herzens und in feierlicher Stimmung dieses Augenblickes geharrt. Er

schien ihm der heiligste des ganzen Lebens. Für ihn hatte er gelebt. Für diese große und schwere Pflicht, die er freudig zu erfüllen bereit war.

„Leutnant Leinweber", sagte der General. „Ein Aufstieg ist unmöglich. Das weiß ich. Denn bei diesem Sturm ist die Fahrt sicherer Tod. Wissen Sie keinen Rat? Gibt es eine Möglichkeit, diese Fährnisse zu überwinden?"

Erich Leinweber stand hochaufgerichtet. „Ich weiß, Exzellenz, keinen. Aber ich bitte um eine Gunst, fliegen zu dürfen."

Der Kommandant sah schweigend zu ihm herüber. Zu diesem Gesicht, das durchglüht war von Begeisterung. „Es ist dankenswert, daß Sie, Herr Leutnant, das Opfer auf sich nehmen wollen. Ich würde es nicht annehmen, wenn es nicht von höchster Wichtigkeit wäre, daß unsere Truppen, die in Nowawes stehen, von dieser Neugruppierung des Gegners Nachricht erhalten. Sonst werden sie eingeschlossen."

„Ich hoffe, daß der Flug gelingen wird. Mein Apparat ist verläßlich. Mein Motor hat kaum jemals versagt."

„So fahren Sie denn, Herr Leutnant. Wenn Sie etwas Ihren Angehörigen zu vermelden haben, teilen Sie es mir mit. Ich will die Besorgung übernehmen." Der General lächelte gütig.

Erich Leinweber salutierte. „Daß ich alle von Herzen grüßen lasse und Papa noch einmal danke für alle Liebe und Güte." Er sprach es ruhig, wie ein

Hauch ging es über sein Gesicht. „Wenn Exzellenz die große Güte haben wollen?“

„Gewiß, mein Sohn.“ Der General dankte, dann reichte er dem Flieger die Hand. „Es würde mich aufrichtig freuen, wenn es gelänge.“

„S. 3“ wurde aus dem Zelt geschoben. Soldaten hielten sie, als der Motor angeworfen wurde. Noch einmal überprüfte Leinweber kurz den Apparat und hörte den Motor ab. Dann griff er nach dem Revolver, ehe er den kurzen Pelz über dem Hals abschloß und die Ledermaske anlegte, unter der er die schärfsten Brillengläser trug. Denn in den Augen empfand er wieder den starken Druck.

Die „Schwalbe“ schraubte sich rasch in die Höhe, nachdem sie den Widerstand des Sturmes durch ein geschicktes Manöver überwunden hatte. Der General verfolgte mit seinem Glase selbst den Aufstieg.

Einige Minuten später überflog Leinweber die Vorposten. Alle Hänge waren besetzt. Trotz des Regens wurde eifrig an der Aufwerfung von Schützengräben gearbeitet. Da ergriff eine Böe den „S. 3“ und suchte ihn niederzudrücken. Er mußte alle Geschicklichkeit aufbieten, um wieder ins Gleichgewicht zu kommen. Kaum war dies geschehen, ging es über einen Forst, dort kam der Leutnant über ein Loch. Es war augenscheinlich jenes, das den Oberleutnant zum Absturz gebracht hatte. Er stürzte hinunter und fing sich erst etwa zweihundert Meter über dem Boden. Die Spitze eines Kirchturmes blinkte drohend herauf. Da begann unten ein lebhaftes Feuer, das gegen

ihn gerichtet war. Er wandte das Steuer nach unten, um bis in die Wolken hinaufzugehen, obwohl dort der Sturm noch heftiger tobte. Die Seitenflächen konnten nicht allen Wind abfangen. Der ungeheuere Druck bog sie nieder, die Spannungen begannen nachzugeben. Mit dem feinen Ohr, das Leinweber für solche Geräusche hatte, hörte er, daß ein wichtiger Draht knapp vor dem Zerreißen war. Er klang bereits. Es blieb ihm daher nichts übrig, als sich fallen zu lassen, um den Apparat von dem furchtbaren Druck zu entlasten. Er kam aus den Wolken heraus. Eine ganze Armee schob sich unter ihm vorwärts. Hinter einem Hügel feuerte Artillerie, sie beschoß irgend eine Stellung, die er nicht wahrnehmen konnte. Er sah aber das Aufblitzen des Feuers, dann blitzten Säbel. Kavallerie sprengte über die Felder, Pferde stürzten in dem Morast. Aber schon pfiffen wieder Kugeln herauf gegen ihn. Eine durchlöcherte das Höhensteuer, eine oder mehrere klatschten in den Propeller. Es wirkte wie ein Peitschenhieb, aber tat sonst keine Wirkung. Ein Blick auf den Kompaß belehrte den Flieger, wohin er zu steuern hatte. Es wurde schneidend kalt in dem Sturme. Die Finger begannen ihm steif zu werden. Der Druck in den Augen wuchs. Er schoß vorwärts, umsummt von Kugeln. Trotzdem wagte er nicht, höher zu gehen, weil er den Sturm fürchtete. Ein Draht war gerissen.

Unablässig trachtete er dem Ziele zu. In seinem Hirn suchte er nach einer Erinnerung, die ihn mit Nowawes verband. Er fand keine....

Regimenter um Regimenter sah er unter sich, eine kleine Armee, die zu stehen schien. Wald, immer wieder Wald lag unten, wie ein dunkler Wall. Hie und da sah man ein brennendes Gehöft.

Die Hügelkette wandte sich nun und eine Kuppe legte sich quer über den Weg. Dort fiel der Wind merklich und wie mit einem Schlage ab.

Der Leutnant kam noch tiefer, da prasselten Kugeln auf den Apparat. Es waren nicht nur Gewehre, die gegen ihn gerichtet wurden, von einem Hügel feuerten Geschütze. Sie zielten gut, denn er kam einige Minuten aus dem Prasseln der Kugeln nicht heraus. Er machte ungeheuere Anstrengungen, um den Apparat höher zu bringen. Es gelang aber nicht. Er spürte einen Stich in einem Fuß. Brennen wechselte mit Frieren in diesem Fuße ab. Sein Herz fing unruhig zu hämmern an, als ahne es die Gefahr, die begann. Er ließ das Steuer nicht eine Sekunde aus der Hand, auch als die Kugeln aufgehört hatten und das Getöse hinter ihm blieb.

Vor ihm lag nun das Land in der Sonne. Es überkam ihn eine mächtige Sehnsucht, weiterzufliegen, nach Westen, der Heimat zu ....

Der Fuß schien plötzlich gewachsen zu sein. Er fand keinen Bewegungsraum für ihn. Überall stieß er an. Er schien ihm zentnerschwer, er konnte ihn nicht bewegen und die Stellung, die ihm Schmerzen schuf, nicht verändern. Ja, er war unbeweglich. Das nahm der Flieger mit Entsetzen wahr, als er das Seitensteuer damit dirigieren wollte. Er flog einen

weiten Bogen und suchte sich emporzuschrauben. Er brachte es nicht fertig. Es schien, als ob ihn die Erde mit unwiderstehlicher Gewalt anzöge. Er kam ihr immer näher.

Es war ein gänzlich verändertes Panorama, das sich vor ihm auftat. Wiesen grünten, der Wald trat zurück. Eine weiße Straße wurde sichtbar, ein Bach lief dazwischen. Pappeln säumten die Straßen. Dann tauchte der Turm einer Kirche auf, das Dach leuchtete rot aus dem Grün der Gärten. Um die Kirche herum gruppierten sich die Häuser. Zwei Kamine stiegen weit über ihre Umgebung empor. Schwalben zogen zwitschernd ihre Kreise um sie. Es war, als ob hier tiefster Friede herrschte.

Der Fliegerleutnant fühlte, wie seine Kraft zu Ende ging. Die Finger gehorchten nicht mehr. Aus dem Fuße herauf schien ein feuriger Fluß in das Gehirn sich zu ergießen. Es zog ein rötlicher Nebel um seine Augen. Er mußte sich gewaltig anstrengen, wenn er sich orientieren wollte. Er wußte, er würde abstürzen. Noch einen Blick warf er hinunter. Da sah er Truppen. Das mußten die Unseren sein. Sie schienen zu winken. War das nicht eine Fahne, die sie schwenkten. Sie hatten ihn gesichtet und schossen doch nicht. Das mußten Freunde sein. Mit dem Aufgebot der letzten Kraft wandte er das Steuer nach oben, um zu landen. Es wurde eine Sturzlandung. Er kam auf einen Rand. „S. 3“ fiel jäh auf, wurde dann in die Höhe geschleudert. Der Sturz warf ihn etwa vierzig Meter vorwärts, worauf er sich

überschlug, während der Motor sich in die Erde bohrte.

Erich Leinweber wurde im letzten Augenblick, bevor sich der Apparat überschlug, aus dem Sitz geschleudert und blieb liegen. Er war aber bei Bewußtsein, als die Soldaten, deren Warnungsrufe er nicht gehört hatte, herankamen. Er erkannte unter den Herbeigeeilten auch einen Offizier. Dem meldete er: „Riesige Massen des Feindes stehen hinter der quergelegten Kuppe. Von dort her versuchen sie augenscheinlich die Umschließung."

Der Hauptmann erschrak. „Wir hatten nur eine kleine Abteilung dort vermutet."

Der Fliegerleutnant fand sich dann in einen roten Nebel eingehüllt, dessen Erscheinen ihm unbegreiflich war. Er verlor das Bewußtsein.

Als er wieder zu sich kam, fand er sich in einem Zimmer wieder, in das die laue Luft eines Sommerabends drang. Der Raum war mit Geschmack und Eleganz eingerichtet. Wenn er den Blick dem nächsten Fenster zuwandte, sah er eine Kirche, um die Linden grünten. Auf der anderen Seite ragten zwei mächtige, rote Kamine empor. Ganz heimatlich wurde ihm bei diesem Anblick zumute . . .

In dem linken Fuß empfand er freilich Schmerzen. Wie er sich durch Tasten überzeugte, war der Fuß bereits verbunden.

Erich Leinweber suchte die Geschehnisse der letzten Stunden vor sein geistiges Auge zu bringen. Das gelang langsam. Da fiel es ihm auf die Seele,

daß er noch nicht eingehend Bericht erstattet hatte. Er griff nach dem Knopf an der Wand, der augenscheinlich einer elektrischen Leitung angehörte.

In diesem Augenblick hörte er zu seiner Verwunderung deutsche Laute. Zwei weibliche Stimmen waren es, die schwächer wurden, je näher sie der Türe kamen. Ein Ruck ging durch die Glieder des Offiziers. Er träumte wohl. Deutsche Laute, hier ferne in Galizien, Stimmen, die ihm bekannt schienen!

Als die Tür sich öffnete, traten zwei Herren ein. Der Stabsarzt und ein Oberst. Sie machten erfreute Gesichter, als sie Leinweber bei Bewußtsein fanden. Sie begrüßten ihn herzlich. Eifervoll erstattete der Flieger Bericht. Der Oberst nahm ihn mit größter Aufmerksamkeit an der Hand der Karte Leinwebers entgegen.

„Danke, Herr Leutnant," sagte der Oberst mit mehr als dienstlicher Höflichkeit, als dieser schwieg und sich ermüdet in die Polster zurücklehnte.

„Ihre kurzen Andeutungen, als sie landeten, haben uns bereits ausreichend über die Lage informiert. Sie waren von höchster Bedeutung, da wir mit einer solchen Überzahl der Feinde nicht gerechnet hatten. Eine Überrumpelung wäre nicht ausgeschlossen gewesen. Sie haben uns durch Ihren, jedenfalls mit unerhörten Gefahren verknüpften Flug einen äußerst wertvollen Dienst geleistet."

Der Flieger war erfreut, dies zu hören. Nach einer Pause fragte er: „Eine Frage, die außerhalb des Dienstlichen liegt, Herr Oberst, brennt mir auf der

Zunge. Wenn mich meine Sinne nicht täuschen, hörte ich vorhin, kurz bevor die Herren eintraten, weibliche Stimmen, die sich der deutschen Sprache bedienten.

Der Oberst lächelte. „Sie haben sich nicht getäuscht. Es ist hier deutscher Boden in Nowawes. Die Leitenbergersche Kolonie hat ihn geschaffen."

Der Fliegerleutnant fuhr in die Höhe. Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen. Er errötete tief. Der Stabsarzt, der lächelnd zugehört hatte, bemerkte dies. Er fügte wohlwollend hinzu: „Ich glaube, Herr Leutnant, man kennt Sie hier bereits."

Eine selige Freude überkam Erich Leinweber. Ein unsagbar beruhigendes Gefühl des Geborgenseins, trotzdem einen Augenblick es wie ein Schmerz durch seine Seele ging: Was würde er nun weiter hören! Aber nichts hörte er. Die Herren lächelten. Er sah es undeutlich. Denn dieser rötliche Schleier lag noch über seinen Augen. Er konnte nicht viel darüber nachsinnen, was geschehen würde.

Denn Bertie stand neben ihm. Im weißen Kleide, in der ganzen Freudigkeit ihrer Jugend und doch mit dem Ernst, den diese ernste Zeit in jedes Gesicht prägt. „Willkommen, vom Herzen willkommen," sagte sie. „Sie haben Ihr Wort gehalten. In der Luft sind Sie gekommen, Herr Leutnant, wie Sie es in Orsowa damals versprachen . . ." Sie drückte ihm die Hand. Er bedeckte sie mit Küssen.

Er wehrte sich gegen die Rührung, die ihn überkam. Aber ihre Worte hatten wie Balsam sein Herz berührt.

Das schöne Mädchen fuhr fort: „Nicht nur Ihren Kameraden haben Sie einen wichtigen Dienst geleistet. Unser liebes Nowawes ist durch Sie gerettet worden. Das stille, blühende Dorf mit den guten Menschen, die in ihm wohnen."

Ihre Stimme zitterte. Da beugte Erich Leinweber ihren Kopf zu sich und küßte sie.

Frau Leitenberger trat nach einiger Zeit ein. Sie war noch immer rundlich, aber bekümmert. Nun freilich lächelte sie und umgab den Leutnant mit mütterlicher Sorge und ebensolchem Dank. „Warum sind Sie denn nicht früher gekommen?" fragte sie mit freundlichem Vorwurf. „Wir haben oft von Ihnen gesprochen."

Er wußte keine Antwort darauf. So setzte sie denn fort: „Mein Bruder Adalbert kann Sie leider nicht begrüßen. Er liegt drüben zu Bett. Er hat sich einen Fuß beim Angeln verstaucht."

Unwillkürlich mußte der Leutnant lächeln.

Bertie fügte vielleicht deshalb hinzu: „Es war eine kleine Erholung nach der gewaltigen Arbeit, die der Onkel in unserem Notspital geleistet hat. Ohne ihn wäre es nicht möglich gewesen."

„Darf ich dann dem Herrn Leitenberger-Onkel einen Besuch abstatten?" fragte Erich eifervoll.

Der Stabsarzt war damit einverstanden. Man schickte ihm einen Diener, der ihm beim Ankleiden half. Es ging trotzdem langsam vor sich. Denn es verursachte der Fuß doch ziemliche Schmerzen. Als er angekleidet war, trat der Arzt wieder ein und über-

reichte dem Fliegerleutnant eine dunkle Brille. Dieser erschrak einen Augenblick.

„Ist es wirklich vonnöten?“ fragte er zögernd.

Der Stabsarzt lächelte. „Es ist besser so.“

Wortlos schob nun der Flieger die Brille vor das Gesicht. Der Arzt nahm ihn auf der einen Seite unter den Arm, auf der anderen half der Diener nach. Es ging langsam vorwärts. Es war ein langer Korridor, den sie überschritten.

Erich Leinweber sah nicht, wie am Ende desselben Bertie stand und wie eine Träne in ihr Auge schlich, als sie ihn so mühselig herankommen sah. Sein Gesicht war voll lebendiger Energie. Glück lag auf ihm. Er wußte nicht, daß sein Anblick einen tiefen Eindruck auf Bertie machte. Daß ihre Liebe reif wurde in dieser Stunde, und daß sie fest entschlossen war, unter allen Umständen den Weg mit ihm zu gehen.

Erich Leinweber fühlte keine Schmerzen, er lächelte, als er vor einer weitgeöffneten Türe stand und ihm die Worte entgegenschlugen: „Dummes Zeug! Eine angenehme Aufregung schadet nicht. Ich freue mich, Erich wiederzusehen. Ich muß ihm doch auch danken. Denn er ist ein ganzer Mann. Und dabei bleibts.“

Das konnte natürlich niemand anderer sein, als Onkel Adalbert. Er streckte die Arme nach dem Fliegerleutnant aus, um ihn in den zitronengelben Schlafrock zu ziehen .....

In diesem Augenblick floß ein rötlicher Schein über das Gesicht des Fliegers, bis in die Augen. Er sah nichts, das Herz wollte ihm stehen bleiben.

Erich Leinweber taumelte, runde Arme schlossen sich da jähe um ihn und eine süße Stimme flüsterte in sein Ohr: „Erich! O mein Gott! Was ist?“

Da stand der Offizier kerzengerade und während ein blasser Schimmer Lichts wieder in seinen Augen entzündet wurde, sagte er, tiefen Glückes voll: „Nichts, mein Lieb! Ich bin glücklich, was auch kommen mag.“





Das Rezept des Tartaren.

Se. Exzellenz Alexander Markowitsch warf den Papyros fort und die knochige Hand lärmte auf der Tischplatte. Das rote Gesicht sah drohend aus, als der die Lippen vorstieß und zu einem Wulst über den Zähnen ballte. Der braune Schädel bewegte sich heftig.

„Schon wieder 10 000 abgängig. Wissen Sie, Urgai Torostoi, was das in St. Petersburg — in Petrograd — heißen wird? 10 000 Gefangene! Feige Hallunken, die sich vor dem Pulver gefürchtet haben. Das bedeutet für Sie, Herr Brigadier" — die Stimme war haarscharf —, „daß Sie am längsten die Epauletten getragen haben werden. Sie ruinieren meine Armee, ja mich selbst. Ich will mich aber nicht ruinieren lassen, am allerwenigsten von einem Tarta-

ren. Verstehst Du?“ Er stampfte nun mit den Sporen wütend auf den Boden. „Entweder Du bringst mir einen Sieg oder ich schicke Dich mit dem nächsten Straftransport nach Petrograd. In der Peter-Paulfeste hat es viel freie Zellen.“

Der Brigadier Urgai Torostoi war vielleicht um fünf Jahre älter als die Exzellenz. Er hatte einen dünnen, schwarzen Schnurrbart, der nun geknickt über den Lippen lag. Der Schädel war niedrig und kahl geschoren. Daher standen die Ohren besonders weit ab. Ein Mongolenschädel, gelb bis in die Augen. Zu viel mongolisch, als daß man in Petersburg ihn geliebt hätte.

Aber Urgai Torostoi war ein tüchtiger Soldat. Das wußte man auch im Generalstab. Er hatte in den sibirischen Gouvernements, in denen er reorganisieren sollte, zum allgemeinen Erstaunen wirklich organisiert. Nur das Militär. Die Zivilverwaltung kümmerte ihn nichts. Der ging er aus dem Wege. Denn er schrieb schlecht, miserabel, wie ein Schuljunge. Aber Ordnung hatte er gemacht. Vorher waren die Kasernen nicht viel besser denn Ställe gewesen. Außerdem und nebenbei Schlupfwinkel, die man vermietete. Vermietete an zahlungsfähige, aber zweifelhafte Leute, die der Polizei aus dem Wege gehen mußten. In die Kasernen durfte die Polizei aber nicht eindringen.

Vor Urgai Torostoi waren doppelt so viele Soldaten auf dem Papier gestanden, als wirklich da waren. Aber für alle war natürlich Sold und Verpflegung verrechnet worden. Es gab Leute, die davon sehr be-

quem lebten. Die Soldaten ahnten die Dinge, sie geberdeten sich ihrerseits wie Drohnen, waren faul, schmutzig und prahlerisch. Vom Exerzieren wollten sie möglichst wenig wissen. Täglich waren sie trunken. Wo es ging, versetzten sie die Gewehre und die Pelze.

Der kleine Tartare fuhr wie mit einem Schürhaken dazwischen. Die Gewehre und Pelze nahm er den Hehlern weg, dafür bekamen sie Hiebe. Die Afterpächter warf er aus der Kaserne, nachdem er ihnen die Miete auf das Zehnfache erhöht und sie hatte vorausbezahlen lassen. Die unterschlagene Löhnung ließ er verrechnen und an die Soldaten doppelt auszahlen. Er setzte für die Soldaten, die nun freilich jeden Tag exerzieren mußten, eine besondere Schnur in Petrograd durch, er sprach immer nur von Petersburg. Man verlieh den Regimentern den Ehrentitel „Schützenregimenter“. Denn die Sibirier verwandelten sich förmlich, seit Urgai Torostoi sie organisierte.

Der Tartar verstand ihre Seelen und sie ihn. Er wußte, was er wollte. Er lernte sie zittern vor sich, doch belohnte er sie auch wieder, wenn es an der Zeit war, außerordentlich.

Als Se. Exzellenz zum erstenmal zur Inspektion kam, traute er seinen Augen nicht. Er glaubte sich betrogen, als er die Sibirier exerzieren sah. Beinahe so gut wie die Garde. Er war mißtrauisch. Er meinte, es seien ausgeborgte Regimenter. Aber das war unmöglich. Denn wenn sie aus Moskau oder Tiflis wären ausgeborgt gewesen, so reiten konnten nur die Kosaken und so schießen die Tscherkessen. Sie konnten aber

etwas ganz neues. Se. Exzellenz riß die Augen weit auf. Was war das? Sie konnten sich eingraben, wie die Dachse. Er machte ein erstauntes und dann wohlwollendes Gesicht. Dieses Eingraben war Torostois Steckenpferd. Er hatte dafür ein eigenes Rezept. Nach der Parade beim Diner vertraute er es dem Korpskommandanten flüsternd an. Was er eben flüstern nannte. In dem Speisesaale hörten es nicht nur die Stabsoffiziere, die zunächst postiert waren, sondern auch die Junker, die zu unterst saßen. Sie schmunzelten und spannten die Ohren wie Füchse. Sie kannten das Rezept des Brigadiers, dessen gelbes Gesicht nun von einem leichten Rot wie angeblasen schien.

Sein Rezept war tartarisch, aber wirksam. Die Sibirier sind schwerfällig und nur langsam in Schwung zu bringen. Oberst Torostoi wählte die besten Schützen aus und ließ sie bereitstellen. Das übrige Regiment bekam den Auftrag, sich in das Gelände einzugraben, daß sie wie Maulwürfe verschwänden. Sie bekamen Spaten und Schaufeln in die Hände. Manche benützten auch die Hände selbst. Zwei Stunden gab er ihnen Frist. Dann begann die Jagd der Scharfschützen. Sie schossen, wo sie etwas über den Boden ragen sahen. Sei es nun eine Hand, einen Fuß oder eine Stirne, hinter der ein dicker Schädel vermutet wurde. Sie schossen wie auf Kaninchen. Das war schmerzhaft, aber es wirkte ungemein erzieherisch. Die Leute wurden gewandt wie Maulwürfe und Feldmäuse.

Der Oberst lachte. Er konnte auch schimpfen und er hatte eine eigene Art, es zu tun. Seine Stimme

wuchs, je länger er sprach oder besser gesagt, schrie. Er begann leiser und schien dann immer heiser. Aber die Stimme wurde lauter und schließlich gellte sie wie Trompetenton. Hoch und schrill. Der Ton ging durch Mark und Bein, er drang durch die dickste Kasernenmauer und überschlug selbst eine Salve. Wenn man eine Trommel längst nicht mehr hörte, dann schwamm die Stimme des Tartaren noch immer oben. Sie schwang wie ein Gong.

Vor dieser Stimme, wenn sie im Zorne erscholl, hatten die Sibirier beinahe mehr Angst, als vor den Scharfschützen. Freilich, der Oberst Urgai Torostoi konnte auch loben und dann war seine Stimme mild wie Honig. Nie hatte ein Oberst je so zu ihnen gesprochen ...

Torostoi war ein gehauter Kerl, obwohl er im Grunde wie ein Schweinehändler aussah. Denn er war klein und dick. Die Herren der Intendantur hörten seinen Namen höchst ungern. Denn er hatte ihnen schreiben lassen: Wenn sie noch einmal solche miserable Stiefel für seine Regimenter schicken werden, möchten sie nicht versäumen, auch einen Waggon Leim mitzuschicken, damit man die Sohlen wieder anleimen könne ...

Als der Krieg begann, wurde der Tartar Brigadier. Denn seine Erfolge konnten nicht mehr übersehen werden. Man schickte ihn mit seiner Brigade nach Warschau. Als die Sibirier in ihren grünlichweißen Pelzen mit den ungeheueren Mützen dort auftauchten, wurden sie mit Jubel begrüßt. Man bewarf Urgai Torostoi,

der auf einem niedrigen, struppigen Gaul ritt, mit Blumen. Er strahlte, seine Leute schwangen die Gewehre brüllend über den Köpfen.

Die sibirischen Regimenter taten ihre Pflicht. Davon schrieb jede Zeitung, darüber sprach man selbst in Petersburg. Sie waren zäh im Widerstand, wenn sie Angriffe abwehrten und wenn sie angriffen, hatten sie die Hartnäckigkeit des Bisons. Sie konnten kaum durch Maschinengewehre zum Stehen gebracht werden. Namentlich dann nicht, wenn sie die Stimme Urgai Torostois vernahmen, diese biegsame Trompetenstimme, die allen Lärm durchbrach. Wo er hinter der Front hielt, da gab es kein Weichen, da hielt man durch wie ein eherner Lavastrom.

Aber der Tartar konnte nicht überall sein. Seine Stimme hatte Grenzen und die deutschen Mörser hatten eine Art zu brüllen, daß sich auch die Sibirier vor ihren feuerspeienden Rachen zu fürchten begannen. Hörten sie Urgai Torostoi nicht hinter sich im Rücken, so brachen ihre Reihen zusammen und zu Tausenden wurden sie gefangen.

Se. Exzellenz hatte daher leider recht, wenn er brüllte. Der Tartar nahm eine demütige Haltung an. Er merkte deutlich, wie der Korpskommandant nach dem weißen Stern des Alexanderordens schielte, den der Tartar am gleichen Tage wie Exzellenz erhalten hatte. Er sah, wie der Zorn darob bei Exzellenz wuchs, daß er, der aus der Junkerschule hervorgegangen, mit Tartaren teilen mußte! Er, der Militär-Attachee in Paris gewesen war. Höhnisch haftete

der Blick des Gewaltigen auf jener Stelle der Uniform des Brigadiers. Er brannte sie förmlich leer.

„Exzellenz", erwiderte Torostoi demütig und daher heiser: „Die Regimenter, bei denen ich stand, hielten aus."

„Alle sollen standhalten. Vor allem Ihre sibirischen." Dann in wachsendem Zorn: „Du bist ja deswegen ausgezeichnet worden. Wenn es Polen wären" — er spuckte aus — „würde Seine Hoheit kein Wort verlieren, aber sibirische Schützenregimenter. Das ist eine Schande. Du mußt die Sache ändern, Urgai Torostoi. Noch tausend Gefangene und Du kommst nach Petrograd und wirst die Nagaika erhalten dort. Man spaßt heute nicht."

Exzellenz lächelte wohlwollend. Der Tartar verbeugte sich.

„Danke, Exzellenz. Ich weiß, Exzellenz meinen es gut mit Urgai Torostoi. Ich werde den gütigen Rat benützen. Das Klima von Petrograd ist für uns Tartaren zu mild. Ich schwöre bei der Muttergottes zu Kasan: Es wird anders werden. Die Hunde werden nicht mehr überlaufen."

Er zog die krummen Beine zusammen, daß die Sporen klirrten und salutierte. Der General entließ ihn mit einem giftigen Lächeln. Er fürchtete den Tartaren auch und war gespannt, was nun geschehen würde.

Urgai Torostoi galoppierte im schärfsten Tempo bis zu der Hütte, wo er augenblicklich einquartiert war. Seine Leute grüßten ihn. Er gab keine Antwort.

Denn er sah und hörte nichts. Er hielt die Spitzen seines langen, dünnen Schnurrbartes zwischen den Zähnen und fluchte gräßlich.

Wenn Nikolai Nikolaiewitsch, sein Adjutant, keinen Rat wußte, war es aus. In seinem Tartarenhirn gab es keine lichte Stelle.

Der Rittmeister Nikolai Nikolaiewitsch hatte ein lasterhaft bleiches Gesicht. Ein weiches, slavisches Gesicht mit schönen, melancholischen Augen. Er war strafweise nach Sibirien gekommen. So etwas wie Ingenieur war er. Ein sehr gescheiter Mensch, der alle anderen in die Tasche stecken konnte. Aber er spielte und trank. Er vertrug weit mehr als Urgai Torostoi, der doch auch eine Menge Rum hinter die Binde gießen konnte. Er schien nie betrunken. Aber er fing dann zu sticheln an, bis es zu Beleidigungen und auch Raufereien kam. Ja noch mehr kam. In diesem kalten Rausch sprach er die Wahrheit! ...

Der Brigadier schätzte ihn trotzdem. Denn Nikolai Nikolaiewitsch besaß ein großes Wissen, das dem Tartaren ungemein imponierte. Er war in Petersburg, sogar in Wien gewesen. Wenn er erzählte, dann wurde der Brigadier so demütig und weich wie sonst nur Sr. Exzellenz gegenüber. So klein fühlte er sich dann.

Nikolai Nikolaiewitsch wußte Rat. Er fand ihn, nachdem er zwanzig Papyros geraucht und eine Flasche Kognak bis auf einen Rest vertilgt hatte. Der Regimentsarzt hatte ihn diesen verordnet, weil er mit seinem westländischen Magen die elende Kost nicht vertrug. Er hatte dabei über Urgai Torostois Wort

nachgedacht. „Ja, — wenn ich überall dabei sein könnte, daß die Hunde meine Stimme hörten, dann würden sie nicht weichen. Sie brauchen jemanden, der sich nicht fürchtet, dann fürchten sie sich auch nicht."

Als ihm der rettende Gedanke kam, stürmte er in die Hütte, wo der Brigadier schlief, warf dessen Kosaken zu Boden und schüttelte ihn an den Schultern wach. Denn er fürchtete, er würde bis zum Morgen den Gedanken verlieren. Bald darauf sprengte eine Ordonnanz in die nächste Stadt hinein, um zu telephonieren.

Urgai Torostoi machte ein verdutztes und mißtrauisches Gesicht, als ihm sein Adjutant den Plan entrollte. Aber dieser schwor, es sei voller Ernst. Das könne man machen. Da fing der Brigadier vor Freude zu weinen an. Er umarmte dabei Nikolai Nikolaiewitsch, der sehr erfreut war, als der Brigadier dem Regimentsarzt den Auftrag gab, dem Adjutanten noch ein Flasche Kognak zu verschreiben. Nikolai schüttelte ihm dankbar und schmunzelnd die Rechte. Sie war dick und behaart wie eine Bärentatze.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Etliche Tage später entbrannte eine heiße Schlacht. Die Deutschen griffen an. Sie wirkten wie eine eiserne Flut, die sich mit unheimlicher Gewalt in die russischen Schützengräben ergoß. Die Salven dröhnten, es knatterte — und hie und da brach mit der furchtbaren Gewalt eines tropischen Gewitters das Toben der Mörser hinein. Die sibirischen Regimenter fochten

wie die Löwen. Lange wogte der Kampf unentschieden. An schwächer belegten Stellen stießen die Russen sogar vor. Ein unsichtbarer, aber fühlbarer Geist schien sie zu beherrschen. Man hörte durch das Lärmen der Schlacht selbst auf der deutschen Seite gelegentlich eine messerscharfe, metallisch biegsame Stimme, bald klang sie wie eine Trompete, dann wieder dunkel und schwer wie eine Huppe.

Auf der ganzen, viele Kilometer erstreckten Front war sie zu hören. Auf dem Berge, der zuäußerst im Osten das Kampfgebiet abschloß und den die Russen zu stürmen versuchten, vier Kilometer davon, wo man einen Bach zu übersetzen versuchte und wo man Brust an Brust kämpfte in dem hoch aufspritzenden Wasser.

Die Flieger brachten alle die gleiche Meldung. Der Chefpilot, Rittmeister von Ehler, der mit seiner Taube hinter den russischen Schützengräben war, hatte sie sogar deutlich vernommen. Bisweilen war sie leiser geworden, heiser und hatte eine Weile geschwiegen, aber bald, sehr rasch im Grunde, erholte sie sich wieder und dröhnte stählern und frisch über das Schlachtfeld.

Es war ein Wunder und blieb eines. Ihr verdankten es die Russen, daß ihre Reihen nicht durchbrochen werden konnten. Nur dort, wo die Mörser mitsprachen, wurden Lücken, die sie nicht auszufüllen vermochten.

Leutnant Winicki war mit seiner Taube abgestürzt, aber glücklicherweise von den Russen nicht bemerkt worden. Er war sehr nahe an sie herangekommen und hatte in einem Felde vieles gehört. Dort war

die geheimnisvolle Stimme so nahe gewesen, daß er zum Teil sogar die Worte verstanden hatte.

Er berichtete dem Kommandierenden folgendes darüber: „Es ist eine Stimme, die augenscheinlich von allen gekannt ist. Ich vermute, es ist Urgai Torostois Organ. Das ist der Brigadier. Ein Tartar, den aber die Sibirier sehr verehren, wie unsere Gefangenen erzählen. Ich konnte ihn leider nicht sehen. Ich hätte ihn nach der genauen Beschreibung erkennen müssen. Er war aber jedenfalls ganz in der Nähe. Vielleicht stand er in einem Schützengraben und war wie ein einfacher Soldat gekleidet, obwohl ich das nicht annehme. Denn die Tartaren sind eitel wie die Pfaue. „Vorwärts, Brüderchen!“ schrie er. „Vorwärts, wir müssen siegen! Je eher, desto früher könnt Ihr Wodka saufen. Wodka, soviel ihr wollt. Den herrlichen, süßen Wodka, nach dem Euer Herz verlangt. Drüben bei den Deutschen haben sie keinen. Speit Feuer, schießt, Brüderchen, damit Ihr bald heimkommt.“

Der Kommandierende von Zweybrück nickte dankend. Rittmeister von Ehler bekundete in Gedanken dasselbe.

Es lag eine List vor, hinter die man kommen mußte. Das war kein Zweifel. Alle waren derselben Meinung.

Der General bemerkte mit seiner ruhigen, klaren Stimme. „Ich erwarte von den Herren, daß wir nicht allzulange auf die Enthüllung der List zu warten brauchen. Wir müssen rasch handeln. Ich verlasse mich auf die Herren.“

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Exzellenz Alexander Markowitsch erhielt von seinem Marschall ein Heiligenbild, das mit zwei Worten von Sr. Hoheit höchst eigenhändig unterfertigt worden war. Er schwamm darob im Glück und ließ einen kleinen Anteil daran auch dem Brigadier.

„Mein lieber Urgai Torostoi," sagte er zu diesem und reichte ihm die Hand. „Eines haben wir erreicht. Ihre Stimme hat einen taktischen Erfolg von Bedeutung erzielt. Davon nehme ich gerne Notiz. Jeder in seiner Art. Der eine mit dem Gehirne, der andere mit dem Munde."

Der Tartar fühlte den Hieb, aber er lächelte. Es war besser der Hieb, als in den Kellern der Peter-Paulfeste zu Petersburg. „Ich bin glücklich, auf meine bescheidene Weise dem teueren Mütterchen Rußland dienen zu können," erwiderte er und beugte den runden Rücken tief.

Nikolai Nikolaiewitsch wurde vom Stabsarzt als chronisch magenkrank befunden und ihm ein Dauerrezept auf Kognak und die üblichen Surrogate verabfolgt. Er äußerte seine Seligkeit darüber in höchst lärmender Weise.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Eines Tages wurde ein russischer Schützengraben erobert und dann noch eine stattliche Reihe derselben. Als man die Gefangenen fortgeschafft hatte, fand man bei der näheren Durchsuchung der Objekte hinter einem Stahlschild ein riesiges — Grammophon!

Der Major, dem unverzüglich darüber Bericht erstattet wurde, rieb sich überrascht die Stirne. „Nanu,"

sagte er. „Was haben die Russen damit gewollt? Sollte man am Ende das Petersburger oder Moskauer Konservatorium zu einer Ferienreise in diese idyllische Gegend eingeladen gehabt haben? Oder haben hier besonders eifrige Musikliebhaber sich moderne Operettenbänkel vorspielen lassen?"

Leider fand man nur zerbrochene und zerschossene Platten. Ein Fähnrich probierte mit dem Apparate. Denn er war zuhause Elektrotechniker oder etwas ähnliches. Endlich war der Mechanismus wieder in Ordnung gebracht. Aber der Erfolg der ersten eingelegten Platte war ein greuliches Heulen. Endlich kam ein Wimmern, das gleich melodisch war. Dann aber, ja dann kamen Worte: Gellend, abgerissene Silben.

Die Gefangenen, die bisher matt, apathisch auf den Rändern der Nachbarschaft gesessen, fuhren erstaunt auf und machten verblüffte Gesichter. Sie starrten nach dem Zelte, hinter dem der Fähnrich mit dem Grammophon hantierte. Die Schreie des Apparates wurden heftiger. Die Russen liefen durcheinander. Eine trotzige Wildheit kam in die schläfrigen Gestalten. Sie riefen durcheinander und stürmten gegen das Zelt, dessen Vorhang sie aufrissen. Aber verblüfft ließen sie die geballten Fäuste sinken, als sie nichts sahen als einen kleinen verbogenen Kasten und den Hals einer halb abgebrochenen Düte oder etwas, was darnach aussah ...

Der Fähnrich hatte verblüfft die Kurbel fahren gelassen und den Säbel gezogen. Die Wachen eilten

herbei und drängten die Russen, die nun wieder still und verschüchtert waren, zurück.

Gleichzeitig mit ihnen war auch Rittmeister von Ehler vorgestürzt. Er hatte geschlafen, schlaftrunken griff er nach dem Revolver. „Die Russen," schrie er. „Das ist diese verflixte Stimme. Wo sind die Russen?"

Glücklicherweise stolperte er und kam durch den Fall zur völligen Besinnung. „Himmelherrgott," rief er, aufstehend und sich ein Bein massierend, „nun habe ich wahrhaftig geträumt, diese Kommandostimme noch einmal gehört zu haben." Der Fähnrich lächelte und begann wortlos an der Kurbel zu drehen. Zwischen Kreischen und Wimmern schmetterte eine messerscharfe, durchdringende Trompetenstimme. Augenblicklich scholl von draußen wieder das Gebrüll der Gefangenen.

Der Chefpilot rieb sich nun auch das glatte Kinn. Diesmal aber vor Vergnügen. „Sackerlot," schrie er. „Da haben wir ja die ganze Pastete. Das tiefe Geheimnis: Kommandieren Sie weiter, Exzellenz." Er lüftete ein bißchen die Leinwand und blinzelte nach den Russen. Die standen, von den Wachen umringt, und starrten mit brennenden Augen nach dem Zelte.

„Eine List, die Witz in sich hat. Ganz ohne Frage, für die Sibirier ein ausgezeichnetes Mittel, sie unter Kuratel zu halten. Ich hätte nie geglaubt, daß die Mongolen auf so was verfallen würden. Nun ists aber gut, daß wir hinter die Sache gekommen sind. Schade, daß unsere Exzellenz nicht auch so eine Trompetenstimme hat. Aber gewiß wird sich Exzellenz sehr freuen, daß die Sache nun in Ordnung geht."

Natürlich freute sich der Kommandierende. Zu dem, was Rittmeister von Ehler dann noch respektvoll hinzufügte, lächelte er. Freilich ein bißchen skeptisch schüttelte er den grauen Kopf und die klaren Augen maßen zweifelnd den Flieger.

„Ich weiß nicht, ob Sie recht behalten werden, Herr Rittmeister. Sie sind ein bißchen viel Optimist. Übrigens freut mich das sonst persönlich. Denn wir brauchen Optimismus. Das ist eine Voraussetzung des Erfolges. Na, ich will hoffen, daß es trotzdem gelingt, daß wir den Teufel sozusagen mit Belzebub austreiben können. Ich bin einverstanden."

Der Chefpilot nahm sofort dienstlich das Telephon in Anspruch. Zunächst ließ er sich mit der Intendanz verbinden, die in einem Nest, das sich Stadt nannte, hinter der Front untergebracht war. Dann mit dem Artillerie-Kommando. Und zwar mit der Mörser-Abteilung. Mit beiden Stellen im ausdrücklichen Auftrage Sr. Exzellenz von Zweybrück. Er hörte bei seinen Mitteilungen ein merkwürdiges Hüsteln, das einem Gelächter verdammt ähnlich klang. Aber er erregte sich darüber nicht. Die Hauptsache war, daß der Kommandierende zugestimmt und Vertrauen hatte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Einige Tage darauf gingen die Deutschen wieder vor. Es war ein eiserner Lavastrom, der seine Richtung gegen die Schützengräben der Sibirier nahm, deren

Stellung man genau erkundet hatte. Ein furchtbares Getöse ging los: Die Salven der Infanterie, das Trommeln der Maschinengewehre und dann das Dröhnen der Mörser, das die Luft erschütterte und die Trommelfelle zerriß. Von den Russen herüber scholl wieder die messerscharfe, durchdringende Stimme Urgai Torostois. „Vorwärts, Brüderchen!" Vorwärts! Je eher ihr siegt, desto früher könnt ihr Wodka saufen!"

Die ganze lange Front entlang erklang sie. Von dem Hügel bis zu dem Fluß. Es mochten dies wenigstens sechzig Kilometer sein. Die Flieger meldeten es. Aber diesmal fand die Stimme ein furchtbares Echo. Nie, nie hatten die Deutschen soviel schwere Geschütze in Stellung gebracht wie diesmal. Überall krachte es, daß die Trommelfelle zerrissen. Überall der prasselnde Ton, als ob Steine auseinander gerissen würden und Lawinen aus Eisen niedergingen. Man sah die Mörser natürlich nicht. Sie waren in zu guter Stellung. Aber ihr Feuer ertönte ohne Unterlaß in prachtvoll regelmäßigem Rythmus.

Die sibirischen Schützenregimenter hörten dieses Dröhnen und duckten sich zitternd. Jeden Augenblick fürchteten sie, die Geschosse würden über ihnen platzen und sie vernichten.

Die Stimme ihres Brigadiers Urgai Torostoi grollte und mahnte. Aber sie hörten sie nicht. Sie hörten nur das Dröhnen der Mörser und warfen in Grauen und Furcht die Gewehre weg. Sie flüchteten

oder streckten die Hände in die Höhe und wurden gefangen genommen. Zwanzigtausend!

„Zwanzigtausend Gefangene. Der Feind in voller Flucht. Geschütze, Maschinengewehre und viel sonstiges Kriegsmaterial erbeutet."

So lautete die Meldung, die der kommandierende deutsche General von Zweybrück an die Oberste Heeresleitung abgeben konnte.

Der Chefpilot Rittmeister von Ehlers erhielt eine Belobung und wurde zum Major eingegeben. An seine Mutter, die zu München in der kleinen Villa wohnte, schrieb er einen kurzen Brief, der folgende Mitteilung enthielt:

„Liebes Mütterchen! Der Krieg wird mit allen Mitteln geführt. Nicht nur mit Geschützen, Maschinengewehren und Gewehren oder den üblichen Waffen schlechthin. Wir haben die Russen mit ihren eigenen Waffen geschlagen: Mit Grammophonen! Diese bewährten sich außerordentlich. Mündlich werde ich Dich genauer über deren Gebrauch unterrichten."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Der russische Kommandant, Alexander Markowitsch meldete seinem Marschall über diese Niederlage folgendes:

„Geruhen Euere Hoheit gnädigst zur Kenntnis zu nehmen, daß nur die artilleristische Überlegenheit des Gegners uns zwang, zurückzugehen. Er hatte das ganze Angriffsterrain mit einer unerhörten Anzahl

von Geschützen schwersten Kalibers belegt. Es war unmöglich, wahrhaftig schlechterdings in dem höllischen Feuer standzuhalten. Unsere Infanterie, namentlich wieder die sibirischen Schützenregimenter, hielten sich außerordentlich gut. Sie sind zum Teil völlig aufgerieben worden, und nicht mehr zu unserer glorreichen Armee zurückgekehrt."

— — — — — — — — — — — — — — — — —





Eine Vision.

Im mählich verblassendem Rot schwimmt der unendliche Horizont, schwimmen die dunkel gegürteten Berge im Norden von Trautenau.

Von Süden her kommen dünne Nebel gezogen, hüllen die Kuppen, die Felder und Wälder, hüllen die rötlich erglänzenden Äcker in schimmerndes Grau.

Hinter ihm zieht die Dämmerung seidene Gespinste, die Wipfel um Wipfel umfangen.

Es trinkt die Nacht das letzte Licht aus den waldigen Fernen.

Ins Dunkel spurlos verschwinden die Gräber, die über die Hügel sich strecken in langen Reihen.

Gräber, in denen seit mehr als vier Jahrzehnten ruhen die Kämpfer, die stehenden Fußes der Tod bezwang, die da fochten für Kaiser und Vaterland.

Der Sommer segnete dieses Land, als sie der Sieger Tod bezwang. Sie sanken in wogende Ährenfelder, in blühende Wiesen, in rote Heckenrosen. Sanken am Rand der Kapelle nieder, die in des Waldes einsamer Stille ihr Türmlein trug.

Weiß schimmern die Male auf ihren Gräbern, grüne Kränze hängen darauf und herbstliche Blumen.

Hoch in die Lüfte ragt ehern und kühn der Obelisk, unter dem General Gablenz nun schläft. Der Wald umrauscht ihn mit seinen Liedern.

Silbergrau umziehen die Nebel die Wipfel der Bäume, schlafumfangen scheint wie immer zu Abend die Welt.

Da erklingt auf einmal ein seltsam metallischer Ton. Querfeldein reitet verhängten Zügels ein Major. Gespenstisch bleich erscheint er im dämmrigen Licht.

Eine Wunde trägt er vorn auf der Brust. Er zügelt beim Obelisk das schäumende Pferd und reißt aus der Scheide den Säbel.

Matt erglänzt die stählerne Klinge, als er sie aufwärts wendet.

An des Obelisk eherne Wand klopft er damit.

Kaum verklang der Ton, steht ein Trompeter zu seiner Seite. Blond von Haar, blutjung das Gesicht.

Er bläst ein Signal und es rauscht der Wald dumpf und tief.

Da öffnet des ehernen Turmes Tor sich weit, der Feldherr in voller Rüstung tritt hervor:

General Gablenz, der Kommandeur, der Liebling Wiens!

Major Heidel erstattet ihm Bericht. Er steht und hört von dem Kriege:

Im Norden, im Süden, im Osten des Reiches kämpfen Österreich und Deutschland um der Ehre Preis: gegen zarisch-frechen Übermut, gegen italienischen Wortbruch und slavische Tyrannei.

Sie kämpfen für Freiheit und Menschenrechte.

Freie Männer gegen des Zaren Knechte!

General Gablenz hebt sein dunkles Haupt. Ein helles Licht aus seinen Augen blitzt. Er schwingt auf sein Schlachtroß sich im Nu, reißt den Säbel heraus und spricht: „Mir nach, Kameraden, dem Osten zu! Fast ein halbes Jahrhundert haben wir hier geruht. Haben geträumt und gesäumt. Die Lebenden ruft die Pflicht. Wir leben, wir starben nicht. Denn, wer vor dem Feinde bleibt, der überdauert die Zeit. Wir haben ausgeruht. Nun vorwärts zum Schutz' solch hohen Guts!"

Und alle wenden gen Osten die Fahrt.

Durch silbernen Nebeldunst, über schlafende Wälder und ruhende Felder, über Berg und Tal stürmen sie hin.

Und überall wachen die Kämpfer auf. Von allen Seiten kommen sie: Alle, die auf dem Felde der Ehre geblieben: Versprengte Patrouillen, Meldereiter, grüne Jäger und Infanterie. Ulanen, Dragoner und Pioniere. Männer mit bärtig ernstem Gesicht und junge, der Mutter Kuß noch auf den Wangen. Musketiere und Füsiliere: Altmodische Röcke und enge Pantalons, Gamaschen und Stulpenstiefel.

Preußen und Österreicher, Sachsen, Bayern und Württemberger ziehen gen Osten, gen Königgrätz.

Bei Chlum halten die Jäger Wacht. Die blasen nun Sturm.

Und das Heer steht auf, das in den weiten Wäldern schläft, unter den Wiesen in schwärzlichem Ackerland.

Wie ein Sturmwind kommt die Kavallerie, Totenkopfhusaren, schlanke, bartlose Windischgrätzer.

Dann die Infanterie: Pommern, nachdenklich, schwer und stark, die Ungarn von der Theiß, Tiroler und Schlesier, die eiserne Garde des Böhmerlandes, Polen und Italiener.

Hinter ihnen die Artillerie. Die Himmelstürmer kamen herüber von Sadowa. Kamen bis auf den letzten Mann, wie sie der Tod zu Boden zwang. „Die Batterie der Toten" sprengt zuerst heran. Sie wollen zeigen, was ein Kanonier kann! Sterben oder siegen. Siegen oder sterben, aber niemals das Spiel verderben!

Von der Höhe kommt nun ein Zug gesprengt, wie ein Frühlingssturm.

Da gehts wie ein Ruck durch das ganze Heer: Habt acht!

An der Spitze reitet — —; ach, nun erkenn' ich sein versonnen Gesicht:

Benedek ist's, unser Benedek! Er grüßt mit stiller Gebärde das Heer.

Da kommt von drüben ein neuer Zug: Offiziere mit kühnen, ernsten Gesichtern. Einer sprengt voraus auf Benedek zu, reicht dem Feldherrn die weiße Hand.

Nun hab' ich ihn auch erkannt!

Friedrich Wilhelm, der Kronprinz, dann Kaiser, ist's!

Es ist ein stilles ehern' Gesicht. Nein, das vergeß' ich nicht, da ein Held dem andern die Hand gereicht!

Ein dumpfes Brausen geht durch den Wald, es klingt wie ferner Glockenklang.

Das war ein Schwur, ein unbezwingbar heil'ger Schwur.

Der Schwur der beiden Armeen, die auf Böhmens Schlachtfeldern im grauen Nebel steh'n.

Und gegen Osten geht weiter der heilige Zug, über schlafende Städte und blühende Dörfer, über herbstlich schimmernde Felder.

Es geht über das Adlergebirge und das Gesenke, über Altvater und Hohe Heide. Geht über die Beskiden dann. Tief in den Bergwerken schaffende Männer horchten verwundert auf, glauben, es fege oben ein Föhn.

An Eisenhämmern und glutenden Öfen braust vorüber der riesige Zug.

* * *

Bis nach Polen, weit über die alte Krönungsstadt, über Krakaus Dom und Wehren.

Müde Posten am Walde steh'n, sehen ins schlafende Land hinein: Landsturmmänner, bärtig, ernst. Sie beten zum Vater der Welten um Sieg, beten, die Hände fest auf dem Eisen, um Frieden für Österreich.

Sieg für den Kaiser, Sieg für das Recht und die Menschlichkeit.

Weit im Gelände schlafen die Tapferen, ruhen von furchtbar schwerem Streit.

Sie haben gefochten wie Helden aus Sparta, wortlos, Stunde um Stunde, Tag um Tag. Sie sahen

gemäht zur Rechten und Linken, Freunde, Kameraden, Bruder und Sohn.

Neun Tage lang gegen die Moskowiter, ehe der Sieg gegen die Russen gelang. Dreifach war die Überzahl, die sie aus Dörfern und Städten warfen. Dreifach der Sieg!

Aber nun ruhen sie todesmatt zwischen den Feldern, wollen schlafen .....

Und Verräter schleichen heran! Männer mit flackernden roten Augen, erbärmliche Schurken, vaterlandslos, führen die Russen. Legen ans eigene Haus den Brand, verraten das eigene Blut, erbärmliche Schurken, vaterlandslos!

Sie führen durch sumpfig-verschwiegene Pfade russische Horden.

Sie schleichen wie Tiere durch die dunklen Wälder, gierig, in müder Schläfer Leib Blei und Eisen zu bohren!

Doch da erschrickt der Verräter Schar, Furcht durchschüttelt die feigen Gesellen, als auf einmal ein neues Heer vor ihnen im Felde steht.

Unübersehbar ein Heereszug, bleiche Mannen in seltsamen Trachten.

Reiter fegen über die Sümpfe wie ein Hauch.

Ja drüben — sie werden zu Säulen schier — steht auf schwankem, moorigen Grund, dünn und trügerisch ist der Blumenflor, auf Boden, der kaum den Fuß eines Kindes hält, Artillerie!

Reihe an Reihe die Batterien, schußbereit. Davor des Kaisers Kanoniere.

Das Fieber schüttelt die feigen Verräter. Es ist ihnen, als ob sie ein Wunder sehen. Sie wollen zurück.

Doch eh' sie die Schritte wenden können, eh' das Kommando ihr Ohr erreicht, dröhnen die Salven, dröhnt der Kanonen Donnerlied. Zischend sausen die Kugeln, sprüh'n die Granaten.

Näher kommen die Unseren, sie fällen die Waffen und zielen gut. Sie mähen die Reihen in gleichem Schritt. Es ist ein furchtbares Gericht, das über die Moskowiter bricht, ein furchtbares Gottesgericht!

Sie fliehen entsetzt zurück. Sie hören die warnenden Stimmen nicht. Sie sehen nicht, wie der Weg verschwimmt, wie zwischen den Stämmen der Sumpf aufquillt. Sie sehen nicht, sie drängen hin, wo der Sumpf erwacht. Wo er lauert Jahrtausende lang auf zuckendes Leben, das er umfaßt mit Polypenarmen grauenhaft.

Nie ist diesem Sumpf genug geschehen. Doch nun trinkt er mehr Leben aus als in der grauen Zeit, seit er lauernd unter den Wiesen liegt: Zuckende Leiber, verröchelndes Leben, schrille Angst und sterbender Schreck, Beten und Fluchen, Fluchen und Beten, Sterben und Sterben ...

Und als der Morgen endlich und zögernd kommt,
Sind die Moskowiter vernichtet, ist der Sumpf ihre Gruft,
Ein Rest gen Rußland auf eiliger Flucht.
Ein Sieg, wie er unserem Reiche frommt.

Da wenden die Helfer zum Westen sich, ziehen zurück
in lautlos langen Reihen —
Wie ferne leuchtender Nebelschein —
Benedeks Heer und die Kronprinzenarmee,
Ziehen hoch über Berge, bedeckt mit Schnee,
Ziehen gen Böhmen, gen Königgrätz und Trautenau:
Fußvolk, Schützen, Jäger und Reiter blau.
Hörner blasen ihr frommes Morgenlied,
Preisen die Treue, die nie verblüht,
Die auch aus den Gräbern Blüten treibt,
Und ewiglich wie die Liebe bleibt.....



Johann Erlebachs italienischer Sprachkurs.

Johann Erlebach war in einer der Bauden des Riesengebirges geboren, dort, wo sie auf die wilden Schönheiten des Riesengrundes niederschauen. Er war blond wie alle seiner Sippe und groß wie viele Erlebachs. Entweder werden sie Förster oder Gastwirte oder Kellner, die dann in den großen Hotels in Paris, London oder Kairo „servieren“.

Denn in jedem Riesengebirgler kämpfen zwei Seelen um die Herrschaft. Die eine ist mit Leidenschaft diesem Boden zugewendet, auf dem Rübezahl sein wundersames Sagenreich aufgerichtet hat. Die zweite Seele will aus den waldumgürteten Tälern hinaus in die Ferne. Sie verlangt nach Abenteuern. So wandern denn viele hinaus in die Welt, lernen sie erkennen, lernen Schein von Echtem scheiden und kommen dann in freudiger Dankbarkeit heim, um auf den Bauden weiter zu hausen, bis sie alt und weiß geworden sind.

Johann Erlebach wäre zunächst am liebsten Wilddieb geworden, aber das ging nicht wegen der Gesetze und wegen der Gendarmerie. Dann, etliche Jahre später, hätte er mit einer Försterei fürlieb genommen. Aber dem Vater fehlte das Geld, ihn auf die Forstschule zu schicken. So wurde er denn Kellnerbub in Johannisbad und staunte reichlich über die Russen und Engländer, die dort ihre kranken Körper und gelangweilten Seelen zu reparieren suchten. Sie drang-

jalierten mit ihren Launen namentlich die Kellner, aber sie gaben auch reichlich Trinkgelder. Einer von ihnen hatte sogar einen jungen Chinesen als Diener mit. Der imponierte dem Kellnerbuben am meisten. Denn im Grunde seiner Seele hatte Johann Erlebach bisher an die Chinesen nicht geglaubt. Er hielt sie für Fabelwesen. Dieser Chinese beflügelte die Phantasie des Jungen, der lang wie eine Bohnenstange wurde. Als er die Lehrzeit vorüber hatte, ging er in die Fremde. Seine erste Etappenstation war Ischl. Dort gefiel es ihm recht gut. Nur die Berge wuchsen ihm über den Kopf und es verdroß ihn, daß die Kuppen auch in den heißesten Sommermonaten die Schneehauben nicht ganz verloren. Das aber war er von der heimatlichen Schneekoppe gewöhnt.

Dann schlug er den Weg noch tiefer nach dem Süden ein. Es war Bozen. Dort traf er viele Bekannte. Er wuchs und lernte Schuhplatteln und Jodeln. Aber auch in seinem Fache gewann er Erfahrungen. Er wurde ein geübter Rechner, der sich so geschickt zu seinem Vorteile verrechnen konnte, daß man ihm eine bedeutende Zukunft voraussagte. Freilich rieten ihm erfahrene Leute, seine Sprachenkenntnisse zu mehren. Denn vorderhand verstand er nur, die österreichische Speisenkarte in das Norddeutsche und Sächsische zu übersetzen. Er begriff, daß dies nicht genügte und beschloß, auf dem kürzesten Wege Sprachen zu erlernen.

An Geld mangelte es dem Jean Erlebach, so hieß er nun, nicht mehr. Er war als Speisenträger für das Hotel „Deutscher Kaiser“ in Meran engagiert worden.

Aber als der Chef die gewaltige Figur auftauchen sah — die Bohnenstange hatte sich zu einem mächtigen Stamme entwickelt —, wurde ihm die Zahlkellnerstelle übertragen.

Denn in seinen riesigen Händen verschwanden die Portionen förmlich. Alles, was er servierte, wirkte wie ein Diminutiv. Seine Größe verkleinerte alles. Der Hotelier merkte das am ersten Tage. Nie hatte er so viele unzufriedene Gesichter im Speisesaale gesehen, nie waren so viele Portionen beanstandet worden mit der gleichen Begründung: Man habe große bestellt, der Koch aber augenscheinlich kleine gegeben.

So wurde Jean Erlebach Zahlkellner. Seine Beförderung zeitigte große Erfolge. Seine Größe verkleinerte jede Rechnung. Er lächelte, je höher sie war. Man hatte Respekt vor diesem Lächeln. Denn, wenn er böse dreinsah, wurde es auch den Männern unbehaglich. Dabei hatte er eine tadellose Höflichkeit, die geräuschlos wirkte. Er war auf dem besten Wege, ein Kellner von Qualitäten zu werden, nach denen die großen Häuser in Paris, London und New-York unterwegs sind und denen sie Ministergehalte bezahlen. Nur die Sprachen fehlten ihm noch.

Da beschloß er, zunächst italienisch zu erlernen. Nebenbei betrieb er Musik. In dem Hotel gab es natürlich eine eigene kleine, exquisite Kapelle. Mit deren Leiter, Marko Stepowitsch, verband ihn eine gewisse Freundschaft. Denn Jean protegierte den Mann und gewährte ihm 25% Nachlaß auf die Kartenpreise. Erlebach hatte in der Jugend Zieh-

harmonika gespielt. Mit Leidenschaft und Erfolg. Nun lernte er Flöte und Trompete. Denn er dachte auch in dieser Glanzzeit an die Heimat. Vielleicht würde er einmal den Veteranenverein beherrschen. Natürlich blieben diese Dinge geheim. Denn sie stimmten nicht ganz zu der Prestigeforderung eines Markörs des vornehmen Hotels „Deutscher Kaiser".

Um dieselbe Zeit erschien in dem Hotel ein neuer Gast. Der Kapellmeister führte ihn ein. Er sah jung aus, war schlank, hatte einen dichten, schweren Schnurrbart, dunkle Augen und dunkelgebräunte Wangen. Ein fescher Kerl, der auf Tod und Leben kokettierte.

Der Fremde war ein Italiener, Spiridon Immanuele mit Namen. Er schien nicht an Geldüberfluß zu leiden und machte aus dieser Situation auch kein Geheimnis. Er sprach vielmehr lachend darüber. Daher beschloß Jean, ihn als italienischen Lehrer zu engagieren. Der Kapellmeister vermittelte. Es wurden 5 Kronen als Stundenhonorar vereinbart.

So begann Erlebach die Sprache Dantes zu erlernen. Er war verwundert, daß sie um so vieles anders war, als er erwartet. Ein bißchen schwer war sie und mit der Zunge gab es anfangs gewisse Schwierigkeiten. Er fand die schmelzende Weiche nicht, wenn auch Spiridon Immanuele lächelnd behauptete, sie sei weich wie Öl. Aber Jean war selbst als Johann kein Freund des Öls gewesen. Er zog Speck vor. Trotzdem gab er sich tüchtig Mühe, der Sprache Herr zu werden, damit das Geld nicht ungenützt bleibe. Er war, wie auch Spiridon zugab, ein aufmerksamer

Schüler. So gewann er in dessen Sprache denn doch allmählich eine gewisse, wenn auch bescheidene Geläufigkeit.

Nach der vierzigsten Lektion mußte sein Lehrer plötzlich verreisen. Die Reise war unaufschiebbar. Er fand in der Eile sogar nicht einmal Zeit, die Zeche zu begleichen, die er Jean Erlebach schuldete. Nachträglich klärte sich die Sache freilich auf. Denn am nächsten Tage war gegen den Herrn Spiridon Immanuele nach fruchtloser Pfändung eine Gerichtsverhandlung angesetzt worden.

Die Geschichte verdroß Jean deswegen, weil er nun den auf 50 Lektionen festgesetzten Kursus im Italienischen nicht beenden konnte.

Die Saison in Meran ging zu Ende. Erlebach erhielt einen glänzenden Ruf nach Riva. Die Voraussetzung des Engagements war die volle Beherrschung des Italienischen. Seine Antwort hatte stolz bejahend gelautet. So fuhr er denn südlich.

Der Hotelier Giordano Malfatti war ein kleiner rosiger Herr, der vor Lebendigkeit fast überquoll. Er überschüttete Jean Erlebach mit einer Flut von Sätzen. Es war augenscheinlich eine sehr sympathische Begrüßung. Leider erfolgte sie in einer Sprache, die Jean nicht bekannt war. Sie kam ihm wie — spanisch vor. Verblüfft blieb er stehen und zupfte an seiner eleganten Krawatte. Er gab keine Antwort. Das löste nun wiederum das Erstaunen des Signor Giordano Malfatti aus. Er hielt in seiner feurigen Rede inne. Diesen Augenblick wollte Jean zu einer Erklärung

benützen. Es schrillte ihm noch etliche male ein „Si, si“ entgegen.

Der Zahlkellner nickte besänftigend und sagte: „Jawohl, ich bin es. Ich bin Jean Erlebach.“ Dabei griff er in die Tasche, um seinen Paß zum Vorschein zu bringen.

Der Hotelier aber riß die Augen auf, schlug mit Vehemenz die Hände zusammen und sprudelte: „Sie sind Signor Erlibacl. Si, si. Gratias. Aber spreken Sie nicht italiano?“

„Aber natürlich,“ versicherte der Gefragte würdevoll und fing nun seinerseits an italienisch zu reden.

Giordano Malfatti wechselte die Farbe und zog sich erbleichend zurück. Er schob einen Tisch zwischen sich und Erlebach. Dann schrillte er „Italiano“. Dann prasselte ein Feuerwerk Malfattis los, sodaß er blau im Gesicht wurde. An diesem Feuerwerk beteiligte sich auch eine dicke, sehr dunkle Dame, die plötzlich aufgetaucht war, augenscheinlich die Gattin Malfattis.

Dann kamen wieder einige deutsche Worte. Diesmal zornig: „Mein 'err, Sie 'aben mik zum Narren. Mit ihre Italiano. Spreken sie doch.“ Madame prasselte nun auch „Italiano“ und schlug die Hände klatschend zusammen. Das Geräusch rief einige Kinder herbei, die dürr und braun in der Türe erschienen und Jean unverschämt anstarrten.

Erlebach fühlte den Boden unter sich schwanken. Es war ihm, als ob er als Betrüger entlarvt worden wäre. „Aber um Gotteswillen,“ schrie er nun seiner-

seits. „Was wollen Sie denn. Ich spreche ja fortwährend italienisch."

Da trat die Signora vor und mit einem unbeschreiblichen Ausdruck sagte sie: „Mein 'err. Sie sprekken nicht die Warreit. Ik versteh ihre Sprakke. Sie sprekken serbisch." Dann lachte sie laut, daß ihr die Tränen in die Augen kamen. Die Buben krähten vor Vergnügen.

„Si, si," setzte Giordano Malfatti hinzu. „Wie Signor Danielo Ernatsch." Dabei schüttelte er sich.

Jean Erlebach war wie vom Schlage gerührt. Sein Italienisch — serbisch!

Spiridon Immanuele also ein Gauner! Die 200 Kronen Honorar hin und dazu die Zeche, die er schuldig geblieben war. War das möglich?!

Er griff nach dem nächsten Stuhl, weshalb der Italiener rasch retirierte. Es war unheimlich lächerlich die Situation. Er zuckte die Schultern, wandte sich um und eilte hinaus. Ein höhnisches Lachen folgte ihm und dann eine Flut von Sätzen. Es waren keine Segenswünsche. Giordano, seine Gattin, ja sogar die Rangen schütteten sie aus. Sie liefen hinter ihm her.

Wie von Furien gefolgt, stürzte Jean zum Bahnhof. Er ließ seinen Überrock, seinen Handkoffer, ja seine Zukunft im Stich. Denn er fuhr augenblicklich zurück über die Alpen nachhause.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Im Riesengebirge lag noch Schnee. Aber das tat nichts. Er konnte Skilaufen. Nach der Hübner-

baude gab es eine ausgezeichnete Fähre. Dorthin fuhr er jeden Tag und trank Kaffee. Er sah, daß die hübsche Marie noch zu Hause war. Sie war blond und groß. Sie lächelte, wenn er kam und lächelte, wenn er ging. Später kam sie ihm einige Schritte entgegen. Der Kaffee war ausgezeichnet. Der Kuchen, den sie buk, vortrefflich. Außerdem hielten die Hübners auf Preise.

Jean, der nun wieder Johann Erlebach geworden war, handelte rasch. Eines Tages zeigten „Herr Adolf Erlebach und Herr Johann Hübner“ auf hübschen Karten „die Trauung ihrer Kinder Marie und Johann in der Pfarrkirche zu Groß-Aupa geziemend an.“

Es erstand das „Hotel Erlebach“, Logierhaus und Pension. Vier Jahre gingen ins Land. Zwei Kinder waren gekommen. Das war immer so gewesen bei den Erlebachs. Der Hotelier blies im Winter an Sonntagen auf dem Kirchenchor Trompete zu Gottes Ehr und Preis; im Sommer mangelte die Zeit.

Das Hotel nahm einen hübschen Aufschwung. Johann Erlebach erzählte manches Geschehnis aus seinem Leben, aber nie sprach er ein Wort darüber, wie er italienisch gelernt hatte!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es kam der Krieg. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel wirkte die Nachricht. Das „Hotel Erlebach“ war voll Gäste, als des Sonntags der Gemeindebote die Mobilisierungsordre brachte. Noch am selben Tage begannen die Gäste abzureisen. Es herrschte eine

fieberhafte Aufregung, halb Begeisterung, halb Sorge. Männer, die sich jahrelang keinen Blick gegönnt, schüttelten sich die Hände. Die Frauen gingen mit Tränen in den Augen herum. Die Mädels waren schweigsam. Die Burschen schwangen die Hüte und schrien Heil und Hurra.

Im „Hotel Erlebach" nahm zuerst der Hausmeister Abschied, dann das Abwischmädel. Der Pikkolo erklärte, sich freiwillig melden zu wollen. Seine kriegerische Stimmung schadete den Tellern und Gläsern sehr. Er zerschlug mehr an dem einen Tage, als sonst in einer Woche. Frau Erlebach ließ zum erstenmal die Braten anbrennen.

Nur einer blieb gelassen, und das war Johann Erlebach. Er sorgte dafür, daß das Gepäck der Gäste pünktlich auf den Bahnhof geschafft wurde und legte zu den Gedecken der Abreisenden Blumensträuße.

Die Gäste, welche noch blieben, staunten. Ein Kaufmann aus Königsberg meinte: „Ja, mein lieber Herr Erlebach, nu sagen sie mal: Werden Sie denn zuhause bleiben? Sie tun ja, als ob Sie die Chose gar nichts anginge! Das ist nu doch eigentümlich."

Der Hotelier lächelte nachsichtig. „Morgen um sechs Uhr geht es fort. Landsturm erstes Aufgebot. Direkt nach Serbien. Darauf freue ich mich." Er sagte das mit einem glaubhaft freudigen Gesicht.

„Na denn, das ist was anderes," erwiderte der Königsberger. „Sich auch noch freuen! Das ist beinah zu viel."

„Ja, ich freue mich," wiederholte Erlebach. „Denn ich habe eine Abrechnung mit den Serben."

Erstaunt hörte dies Frau Marie. Erst jetzt erfuhr sie die Geschichte mit dem Italienischlernen...

Am Morgen war der kleine Koffer gepackt. Erlebach küßte die schlafenden Kinder auf die rosigen Wangen. Auch der Frau gab er den Mund. „Den verdammten Sackerlotern werd' ich es heimzahlen," sagte er dann und nach einem Aufatmen: „Die Preise behältst Du bei. Geh nicht in die Höhe. Den Soldaten gibst Dus um die Hälfte und recht viel. Wenn ich zurückkomm, werde ich mit Deinem Vater reden. Ich werde doch noch ein Logierhaus bauen." Er lächelte, als er zum Wagen schritt. Frau Marie wischte sich die Tränen. „Bleib recht gesund, lieber Johannes," sagte sie leise, als schämte sie sich der Zärtlichkeit.....

Das Regiment, dem Erlebach zugeteilt wurde, war in wenigen Tagen marschbereit. Dann ging es nach dem Süden, nach Serbien.

Dort begann der Ernst. Da flatterten bald beim Marsch des Bataillons durch einen Hohlweg, aus einem Hinterhalt, Kugeln über sie hin. Sie stifteten nicht viel Unheil. Nur ein paar blutige Schrammen rissen sie an den Händen der Getroffenen. Die Landstürmer gaben es ihnen reichlich zurück. Sie brachen zornig in das Gebüsch und brachten ein halbes Dutzend schlotternder Komitatschis als Gefangene mit in das nächste Quartier.

Zugsführer Erlebach war als erster in das Gebüsch eingedrungen.

Der Hauptmann kraute sich ein bißchen verlegen im Haar, als er die Gefangenen sah. Er verstand kein

Wort serbisch und die Komitatschis kein deutsches. Da trat Erlebach vor. „Zu Befehl, Herr Hauptmann, ich hab' serbisch gelernt."

Der Hauptmann war sehr erfreut. „Gott sei Dank. Na dann, lieber Erlebach, fragen Sie die Kerle zunächst, wer sie schießen geheißen. Dann verwarnen Sie sie. Sagen Sie ihnen, wir würden alle Nichtmilitärs an die nächsten Bäume hängen, wenn noch einmal auf uns geschossen würde. Sagen Sie es dem Bildungsgrad der Kerle angemessen."

Da reckte sich die Gestalt des Zugsführers, sodaß auch die längsten der Komitatschis etwas weniger unverschämt dreinsahen. Denn in einem Serbisch, das sie bewog, die Mäuler aufzureißen, hob er an:

„Ihr Gesindel, ihr elendigliches. Wißt Ihr nicht, daß man nicht schießen darf, wenn man Leute irgendwo stehen sieht? Denn wie leicht kann jemand erschossen werden. Dann, glaubt Ihr denn, daß wir Euere Fetzen für eine Uniform halten? Ihr seid Räuber, aber keine Soldaten. Wenn Ihr noch einmal schießt, Ihr oder Euresgleichen, so werden Euere Seelen an den nächsten Bäumen ausgelüftet, daß sie in Ewigkeit nicht mehr in Eure schmutzigen Leiber zurückkehren."

Bestürzt sahen die Serben einander an. Der Gewehrkolben des Sprechers schwebte während der Ansprache über ihren Rücken.

Der Hauptmann nickte. „Bravo, Erlebach. Sie haben die Leute gut behandelt. Man merkt, daß Sie eine verständliche Sprache gesprochen haben. Fügen Sie nur noch einige Sätze hinzu."

Da begann der Zugsführer noch einmal: „Halt, noch eines, bevor Ihr die verdienten Prügel erhaltet. Wer von Euch ist mit dem Hallunken verwandt oder verschwägert, der sich Spiridon Immanuele nennt? Der Lump ist mir zweihundert Dinare schuldig an Honorar und außerdem etwa soviel an Zeche."

Niemand antwortete, aber die Bestürzung war noch größer geworden. Wie die Lämmer waren die Kerle geworden. Sie ließen sich widerstandslos vor einen Munitionswagen spannen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Zugsführer Erlebach meldete sich stets auf Patrouillendienst. Keine Nacht war ihm zu finster, keine Situation zu gefährlich. Er hoffte, doch irgendwo seinem Schuldner zu begegnen. Denn der Groll war in seinem Herzen wieder erwacht, seit er im Felde stand.

Einmal beschlichen sie eine starke feindliche Abteilung. Diese fühlte sich völlig sicher. Man übte sogar Signale. Voll Freude vernahm Erlebach, daß er alle kannte. Der Kapellmeister hatte just diese mit ihm geübt. Denn der war ein Serbe, das hatte er gewußt.

Der Hauptmann bekam Respekt. „Zugsführer Erlebach," sagte er zu diesem, als er ihm mitteilte, was er erfahren. „Es scheint, daß Sie das Schicksal zu großen Dingen ausersehen hat."

Mit den großen Dingen hatte es zwar seine guten Wege, aber einmal glückte doch eine bescheidene Sache. Da kam ein serbisches Regiment auf das Bataillon losmarschiert. Die Sache schien schlimm werden zu wollen. Denn Hilfe war keine zu erwarten, man dachte

schon an das Retirieren. Da blies man drüben auf einmal: „Das Ganze halt!" Die Serben hielten im Stürmen ein. Die Offiziere fluchten. Sie drängten vorwärts. Aber da kam ein neues Signal: „Zurück!" Darob entstand eine heillose Verwirrung unter den Serben. Man schrie durcheinander. Schließlich wandten sie sich eilig nach rückwärts.

„Das war Hilfe in der Not," gestand aufatmend der Major. „Sie müssen uns für weit stärker gehalten haben, als wir sind."

Erlebach wußte mehr. Er hatte sich, durch ein Gebüsch kriechend, nahe an die Feinde herangemacht und die falschen Signale geblasen. Diese hatten die Verwirrung erzeugt . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Eines Tages war Erlebach mit einer größeren Patrouille zur Ausforschung eines Terrains, das später mit Truppen belegt werden sollte, vorausgeschickt worden. Es war ein glühend heißer Tag. Gelegentlich vernahm man aus der Ferne schwachen Donner. Ein Gewitter schien im Anzuge.

Die Ausforschung war äußerst mühselig und gefährlich, das Anpirschen über jungen Wald und Maisfelder. Dann wieder über Gräben und Hänge. Totmüde und durchschwitzt waren alle. Sie krochen zumeist, das Gewehr schußbereit. Wohl hatten sie ein paarmal Rebhühner aufgestöbert, aber sie bekamen kein menschliches Wesen zu Gesicht. Hie und da vernahmen sie aus dem Walde einen Krach, wie wenn die Büchse eines Komitatschis losgegangen wäre.

Die Situation war und blieb gefährlich. Denn man wußte nicht, ob nicht auch Reguläre in der Nähe waren und plötzlich von irgend einem Baume her ein Maschinengewehr zu klappern beginnen würde.

Die Patrouille rückte mählich in weitgedehnter Schwarmlinie gegen ein Maisfeld vor, das einen Hang hinanstieg. An diesen schloß sich ein Wald an, der finster und drohend lag.

Dem Zugsführer Erlebach rann der Schweiß in Strömen vom Gesicht. Er hatte durch einen unerklärlichen Zufall seine Wasserflasche eingebüßt. Die Zunge klebte ihm daher am Gaumen. Nun diente ihnen eine Rasenwulst, hinter der es ein Gräblein gab, als Deckung. Sie blieben dort liegen, um etwas zu rasten.

Da schien es Erlebach, als ob die Maisstauden sich nicht nur in der Richtung des Windes bewegten. Hie und da fiel eine Bewegung heraus. Das war verdächtig. Glücklicherweise war das Feld fast zur Hälfte zerstampft und viele Stauden niedergebrochen. Immerhin gab es für einen Feind noch genug Deckung. Hm, dachte der Zugsführer. Da liegen also Serben und drinn im Walde natürlich erst recht! Die haben uns so nahe herankommen lassen, um uns sicher zu haben. Die Sache stand schlimm. Denn rückwärts gab es keine Deckung, wenn sie hätten zurückwollen. So blieben sie denn liegen. Da bemerkte Erlebach, daß sich auch seitlich Serben heranschlichen. Still und lautlos schoben sie ihre Körper vorwärts. Sie glaubten augenscheinlich, die Österreicher hätten sie

nicht bemerkt, weil diese ihre Aufmerksamkeit nach vorn gerichtet hatten.

Den Serben voran kroch ein schlanker, geschmeidiger Kerl, augenscheinlich ein Offizier. Er gab seinen Leuten gelegentlich Zeichen. Erlebach sah es, er blieb aber ruhig, obwohl ihm die Hitze ins Gesicht stieg. Durch einen leisen Pfiff machte er die Seinen aufmerksam. Die Hähne knackten. Trotzdem mußte die Sache schrecklich werden und schlimm enden. Denn die Feinde waren wohl in der zehnfachen Überzahl.

Der serbische Offizier hob einen Augenblick seinen Körper, sodaß ihn Erlebach sehen konnte. Gleichzeitig erhoben sich auch die Serben. In diesem Augenblick aber schnellte der riesige Körper des Zugsführers über den Rand empor. Kerzengrade und eine Baßstimme brüllte, während seine Wangen sich dunkel vor Zorn gefärbt hatten.

„Hab ich Dich endlich, verfluchter, elendiger Lump und Zechpreller, Spiridon! Spiridon Immanuele. Jetzt entgehst Du mir nicht. Her mit den 200 Kronen für Dein schwindelhaftes Italienisch! Her damit oder ich lasse Dich pfänden!"

Die Patrouille, die unter Erlebachs Führung stand, war baff. Denn zuerst hatte Erlebach deutsch gesprochen. Dann aber erbleichten die Serben. Denn er brüllte es noch stärker in ihrer Sprache.

Gleichzeitig stürzte der gewesene Zahlkellner im Hotel „Deutscher Kaiser" in Meran mit gewaltigen Sätzen nach vorwärts. Er hatte Spiridon Immanuele zum Ziele sich erwählt. Denn der Offizier war Spiridon!

Dieser erschrak. Auch er hatte nun den riesenhaften Mann erkannt, der wütend auf ihn zugesprungen kam.

Blitzschnell wandte er sich um und rannte davon! Seine Truppe erstarrte einen Augenblick, dann folgte sie eiligst seinem Beispiele. Das Maisfeld wurde lebendig und seine Insassen taten das Gleiche. Sie konzentrierten sich nach rückwärts, und zwar Hals über Kopf.

Zugsführer Erlebach lief wild schreiend hinter ihnen drein und seine Leute folgten mit Hurra. Es war eine seltsame Jagd über Stock und Stein.

Leutnant Spiridon Immanuele hatte Pech. Er stürzte über einen Stacheldraht, den seine Leute gespannt hatten. Als er sich erheben wollte, hatte ihn Zugsführer Erlebach an der Kehle. Er schüttelte ihn so heftig, daß dem Serben Hören und Sehen verging. „Die 200 Kronen will ich," schrie er erbost, „das Geld, um das Du mich beschwindelt hast."

Dem Serben ging der Atem aus. Er wurde blau im Gesicht.

Erlebach setzte die Massage fort. „Die Zeche schenke ich Dir," sagte er.

Spiridon schnappte nach Luft. „Ich danke", murmelte er.

Die Serben hatten einen Augenblick Halt gemacht, als sie den Leutnant in des Zugsführers Händen sahen. Das Gespräch verblüffte sie. Sie sahen einander wortlos an. Diese Unentschlossenheit benützten die Österreicher und nahmen sie fest, ehe sie an Widerstand dachten. Im Triumph wurden sie in das Feld-

lager gebracht; dort wurde Spiridon in Gegenwart von Zeugen einer Leibesuntersuchung unterzogen.

Er hatte nur 20 Dinare bei sich. Diese nahm Zugsführer Erlebach an sich. „Bleiben noch 180 Dinare Rest, wenn ich die Dinare für Kronen nehme, trotz des schlechten Kurses."

Spiridon erhielt darüber eine Quittung.

Der Major belobte Erlebach. Der Hauptmann schüttelte ihm kräftig die Hand.

Der Zugsführer widmete die zwanzig Dinare der Kompagnie. „Na tschai," wie man in Serbien sagt. So schloß der Tag recht vergnügt.

Am lustigsten war Johann Erlebach. Die anderen hatten ihn nie so aufgeräumt gesehen. Er schuhplattelte sogar.

Nach Hause schrieb er an Frau Marie Erlebach, Hoteliersgattin, Wohlgeboren: „Ich habe den Lumpen getroffen, wie ich es gehofft habe und ihm sein Serbisch-Italienisch heimgezahlt. Ich habe mein Recht durch eine Taschenpfändung gewahrt. Leider hat der Kerl nur 20 Dinare bei sich gehabt. Das Übrige habe ich sichergestellt."



Der weiße Danilo.

Ich war mit der Kysela Schorba, die mir im Speisesaale des Hotels Moskwa in Belgrad serviert worden war, diesmal nicht ganz zufrieden und sagte dies dem Zahlkellner. Er sah mich verwundert an und sagte nach einer Pause, die mich deutlich erkennen ließ, daß er an meinem guten Geschmacke zweifelte: „Das wundert mich, Pardon. Denn der weiße Danilo hat sie sehr gelobt."

„Nun," erwiderte ich, „was geht mich das an?"

„Der weiße Danilo ist der beste Kenner der Kysela Schorba in ganz Belgrad. Ja viele behaupten in ganz Serbien," entgegnete der Mann und unerschütterliches Zutrauen in dessen Urteil prägte sich in dem bronzefarbenen Gesicht aus. Er wandte sich in dem langgestreckten Lokale um und schloß bedauernd: „Leider ist der Rittmeister nicht mehr hier."

Der weiße Danilo, von dessen Existenz ich bisher keine Ahnung gehabt hatte, war also Offizier! Ich hatte gelegentlich Offiziere beim Mittagessen gesehen, mich aber nie um sie bekümmert. Ich kam gewöhnlich und absichtlich etwas später, wenn der erste und größte Andrang vorüber war.

Nachmittag fuhr ich nach Topschider hinaus. Es war heiß, ja schwül und man erholte sich selbst dort unter den Bäumen nur wenig.

Abends saß ich in den riesigen Kaffeehausräumlichkeiten des Hotels Moskwa. Das helle Holz der Täfelung, welche die hohen Räume verkleidet, schien

die Hitze nun auszuatmen, die es den Tag über aufgenommen. Es war noch immer schwül, trotzdem es gegen elf Uhr war. Das Kaffee war sehr stark besetzt. Die Leute kamen aus dem Nationaltheater, wo eben eine Opernstagione stattfand. Das Leben rauschte seine berückendste Melodie. Und die Kapelle, die auf der Galerie spielte — es gab Musiker dabei, die besser deutsch als serbisch sprachen — bemühte sich, diese Stimmung zu vertiefen. Französische und Wiener Musik erklang. Lautlos ging der Ventilator. Er schwamm mit seinem Propeller förmlich über der Decke. Es war eine Atmosphäre, die voll abenteuerlicher Ideen schien.

Ich saß allein an einem Tischchen, noch im Lokal, aber knapp neben einer der breiten Türen. Draußen im Freien war Tisch an Tisch gefügt und alle gedrängt voll. Es waren unter den Gästen viele Offiziere. Sie saßen meist zusammen. Nur da und dort sah man neben den weißen Leinwandblusen, die mit den goldenen Epauletten sehr kleidsam sind, helle Damenkleider auftauchen.

Mir gegenüber im Freien saß eine kleine, aber ungewöhnliche Gesellschaft. Ein älterer Herr, der mit besonderer Sorgfalt gekleidet war, daneben eine junge, schlanke Dame. Dem Anscheine nach seine Tochter. Sie hatte diesen oft bewunderten Teint der Südfranzösin, das Braun wie ein dünner Hauch, die Haut durchflutet von rosigschimmerndem Blut. Sie hielt eine Zigarette zwischen den Fingern und hörte lächelnd den Auseinandersetzungen eines

sehr jungen Offiziers zu. Die Unterhaltung wurde in französischer Sprache geführt. Der Offizier beherrschte sie. Er machte keinen erkennbaren Fehler, doch merkte man, daß ihm deren Gebrauch gewisse Schwierigkeiten machte. Seine Gesten waren der Erzählung voraus. Es handelte sich um irgend eine Jagd oder ähnliches. Ich hörte nur gelegentlich hinüber, solange die Musik Wiener Lieder spielte. Ein Zufall machte mich aber dann zum aufmerksamsten Nachbar. Der Offizier hatte die rechte Hand auf den Rand des Marmortischchens gelegt. Ein Edelstein glänzte an einem Finger, als das reiche Licht der elektrischen Bogenlampen just auf ihn fiel. Es war ein kostbarer Stein. Aber das wäre schließlich nichts verwunderliches gewesen. Doch da erblickte ich etwas anderes. Die ersten zwei Finger waren bis zur Hälfte abgeschlagen. Wahrscheinlich durch einen Säbelhieb. Der Hieb war schräg verlaufen.

Nun sah ich mir den ganzen Menschen genauer an. Es lohnte sich. Der Offizier war, wie bemerkt, sehr jung und trotzdem Rittmeister. Ein bronzefarbenes, aber beinahe kindliches, jedenfalls kein sogenanntes männliches Gesicht. Man konnte auch nicht eine Spur eines Bartes wahrnehmen. Und das Rasiermesser schien nicht allein schuld daran zu sein, vielmehr seine Jugend. Seine Gestalt stimmte durchaus damit überein. Sie hatte etwas weiches und schmiegsames. Die Hände klein und ebenso die Füße. Eine fast mädchenhafte Gestalt, sehr verschieden von den hageren, robustenen vieler seiner Kameraden.

Freilich die Augen wußten nichts von dieser Mädchenhaftigkeit. Die hatten ein dunkles Feuer, waren voll Leidenschaftlichkeit. Sie entsprachen ganz dem Charakter dieses unruhigen und zerfahrenen Volkes.

Das schöne Mädchen schlug die dunkel bewimperten Augen endlich zu dem Offizier auf. Sie sprach voll Temperament und mit der Leichtflüssigkeit der Französin, die mit Stolz die Schönheiten ihrer Sprache wie köstliches Geschmeide vor dem Rittmeister ausbreitete. Er hörte begeistert zu. Seine Augen flammten. Sein Herz entzündete sich immer mehr.

Ein Kellner brachte mir frisches Wasser. Ich drückte ihm einige Para in die Hand. „Wer ist der Rittmeister?" fragte ich.

Der Kellner sah mich verwundert an. „Der weiße Danilo," antwortete er mit einem respektvollen Blick auf den Offizier. Die Augen des Burschen hatten einen eigenen Glanz.

Ich war überrascht. Das war also der beste Kenner der Kysela Schorba! Ich betrachtete ihn noch einmal. Der „weiße" hieß er augenscheinlich, weil sein Haar wirklich um einige Nuancen heller war als das meist pechschwarze seiner Landsleute. Freilich nach unserem Sprachgebrauch war es etwa als hellbraun einzuordnen.

Nach einer Weile trat auf den Rittmeister, dessen Brust voller Orden war — fast alle serbischen Offiziere haben mehrere Orden und Kreuze, Ergebnisse des letzten Balkan-Krieges — ein anderer Offizier zu. Ich hatte ihn schon einigemale gesehen. Ein untersetzter Mann

mit einer roten Nase, die eine gewisse Stimmung seinem Gesichte gab. Er hatte kleine Äuglein und zwinkerte vertraulich dem weißen Danilo zu. Von weitem schob er ihm die Hand entgegen. Der Rittmeister errötete ein bißchen, weil er sah, wie verwundert das Mädchen den Andringenden betrachtete. Ein soigniertes Lächeln kräuselte ihre rosigen Lippen.

Nun endlich griff der Major an die Kappe und salutierte. In tadellosem Französisch, das den alten Herrn ersichtlich versöhnte, stellte er sich vor. Ich war müde und rief nach dem Zahlkellner. Während er mir zwanzig Para zu wenig herausgab, sagte er zu mir. „Der Major Spiridon hat nun wieder Geld. Er muß sogar viel haben. Denn eben hat er dem weißen Danilo einige Banknoten zugesteckt. O wie viel mag er dem Rittmeister schuldig sein. Er ist zu gutmütig. Aber gescheit ist Alexander Spiridon. Er spricht sechs Sprachen und zehn versteht er. Er regiert die Minister, sagt man," fügte der Kellner hinzu und zog noch einmal kaltblütig zwanzig Para ein, die mir gehörten. Ich nickte. Er fuhr fort. „Der alte Herr ist auf der französischen Gesandtschaft. Ich weiß nicht, Nicki, der Portier behauptet, es ist der Gesandte selber. Exzellenz kommt selten zu uns. Er leidet am Magen. Dr. Wukodinovic behandelt ihn."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Zwei Tage später reiste ich mittels Schiff nach Galatz ab. Der Donaudampfer verläßt um fünf Uhr morgens bereits Belgrad. Erst im letzten Augenblick

kam der Fiaker und fuhr infolgedessen in halsbrecherischem Tempo von der Terazzia zur Landungsstelle. Da sah ich aus einem Haus den weißen Danilo auftauchen. Er hatte die Kappe weit in den Nacken zurückgeschoben. Er sah aus, als ob er von einer wilden Kneiperei nachhause ging. Aber aufrecht blieb er an der Ecke stehen, als er das Geräusch des Wagens vernahm. Einen Augenblick trafen sich unsere Blicke. Aber nur einen Augenblick. Denn ich hatte mittlerweile seinen Gesellschafter erblickt. Es war der Major. Er war völlig betrunken und lehnte in der Haltung eines Menschen, der weiß, daß ihn der nächste Schritt zu Boden werfen wird, an einer Türe.

Ein Gefühl des Unwillens und des Bedauerns zugleich überkam mich. Ich sah weg. Das war meine letzte Begegnung auf serbischem Boden mit dem weißen, feschen Danilo und dem Major, der ein Ministerium beherrschte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Monate vergingen. Es kam der Krieg. Der Krieg, der seit Jahren in der Luft lag. Den man erwartete und fürchtete wie alles, was Ungewöhnliches bringen kann. Es hatte ja in Belgrad von Offizieren gewimmelt und alles atmete den Krieg. Die furchtbare Mordtat von Sarajevo kam und die Kunde davon erschütterte die Welt.

Es kam nach Tagen gespanntester Erwartung der Krieg. Wie ein kleines Flämmchen begann er, als eine Strafexpedition. Aber die Flamme wuchs. Es wurde ein lodernder Brand....

Ich war wieder daheim, dort wohin mich die Pflicht gestellt. Die eiserne Pflicht. Depeschen kamen und gingen. Es war, als hätte der elektrische Funke selbst seine Schnelligkeit gemehrt. Es ist unglaublich, welche Unsummen von Meldungen ein solcher Draht gab und nahm.

Automobile rasten durch das Land. Sie hatten eine verbrecherische Geschwindigkeit. Des Nachts schreckte man aus dem Schlafe durch das Toben der Motore. Verwegene Männer saßen am Steuer und ebensolche im Fond. Fremde Uniformen hatten sie angetan, bisweilen auch Frauenkleider. Die Abenteurerlust, die mit dem Leben nicht rechnet, weder mit dem eigenen noch mit anderen, ist noch nicht erstorben.

Wir standen draußen an einer Stelle, die versteckt und ungesehen eine ziemliche Strecke die Straße von dem Augenblicke an übersehen läßt, wo sie den Wald verläßt, der sie zwanzig Minuten lang geborgen. Dunkel lag sie. Die hohen Fichten und Tannen standen still in der untergehenden Sonne. Ein kleiner Bach durchschlängelt das Gelände. Eine Brücke führt darüber. Gleichzeitig macht die Heeresstraße eine leichte, aber ziemlich unvermittelte Wendung. Die Brücke ist in der Fahrbahn auf die Hälfte eingeengt.

Hundert Meter vorher hatten wir auf beiden Seiten riesengroße „Achtung"-Signale angebracht. Wir wußten, was wir taten. Kein Wagen kann in fliegender Eile den dann folgenden Berg nehmen, wenn er genötigt ist, an dieser Stelle zu stoppen.

Es war knapp vor Einbruch der Dämmerung als ein großes Auto — es schien ein Mercedes zu sein — aus dem Wald herausschoß. Es fuhr ein fabelhaftes Tempo. Unsere Gläser fuhren in die Höhe: Ein Mann am Steuer mit Brille, das Sturmband über das halbe Gesicht. Man sah eigentlich nicht, wie er aussah. Auch nicht, ob er alt oder jung war. Denn die Mütze lag wie ein Geflecht aus Hanf bis in den Nacken. Nur die Ohren waren frei. Große Ohren. Im Fond saß eine einzige Person, eine Dame. Sie schien jung zu sein. Denn trotz des gelben Staubmantels war sie schlank, unverdächtig schlank. Natürlich trug sie einen Schleier.

Der Wagen sauste an den Haltsignalen vorüber. Er kam über die Brücke. Wir sahen, der Mann am Volant war darauf nicht gefaßt. Er bremste, der Wagen wurde herumgerissen. Er warf das Hindernis um, streifte aber die Prellsteine der Brücke. Das eine Rad kletterte in die Höhe. Die Pneumatik zerbarst, der Schlauch wurde aufgerissen. Der Wagen stand. Mit einem Satz war der Chauffeur heraußen und besah den Schaden. Einer unserer Leute näherte sich der Stelle. „Zum Kuckuck," rief er ärgerlich und in herrischen Tone „wie kann man an einer solchen Stelle ein Hindernis anbringen."

Er sprach ein flüssiges, etwas klangloses Deutsch, wie es die Slaven häufig sprechen.

Unser Mann gab ihm keine Antwort, sondern verlangte die Legitimation.

Der Fremde griff in den Mantel und wies sie mit einer kurzen Verbeugung vor. Sie war in Ordnung. Der Fremde war nach derselben Jiri von Hradec.

Ich war währenddem mit meinem Stellvertreter von rückwärts herangekommen. Ich hatte den Herrn Jiri von Hradec nur einen flüchtigen Blick geschenkt. Er war erhitzt, der Schweiß troff von seiner Stirne. Das Gesicht war sonnverbrannt, die Nase gerötet, wie wenn er kein Abstinenzler wäre.

Die Dame saß unbeweglich im Fond des Wagens. Sie hatte aber weder Ohr noch Auge von der Szene verwandt, die hier geschildert wurde.

Mein Stellvertreter hatte mit fachmännischem Blick den Schaden besehen.

„Die Herrschaften werden nicht weiterfahren können," bemerkte er höflich. Er hatte sich halb und halb an die Dame gewendet. Diese aber verstand augenscheinlich nicht deutsch. Sie schenkte den Sprecher keinen Blick. Ihre dunklen Augen suchten vielmehr jene des Fremden. Sie trafen sich. Es war ein Blick des Einverständnisses. Der Fremde hatte natürlich die Bemerkung verstanden. Unschlüssig sah er sich um. „Ist das dort drüben nicht die Grenze?" fragte er. Er wies auf die Berge in Osten.

Ich bejahte. Da wandte er sich zu der Dame im Auto und sagte rasch in einer Sprache, die ich nicht verstand, etliche Worte.

Die Dame streckte den rechten Arm aus, augenscheinlich um sich irgendwo festzuhalten, da sie auf-

stehen wollte. Sie trug helle, ganz moderne Handschuhe. Aber da sah ich etwas, was mich wie mit einem elektrischen Schlage durchzuckte. Die zwei ersten Finger, Zeige- und Mittelfinger bogen sich nach oben statt nach unten! Sie waren unmöglich echt. Die Dame schien dies gleichfalls wahrgenommen zu haben, denn sie zog plötzlich die Hand zurück und blieb sitzen. Ein verwunderter Blick des Fremden traf sie.

„Ich stelle der Dame meinen Wagen zur Verfügung," sagte ich in einem solchen Tone, daß mich unsere Leute überrascht ansahen. Aber sie wußten sofort, daß er etwas zu bedeuten hätte. Zwei hoben die Dame in unser Auto. Jiri von Hradec schien protestieren zu wollen. Vier eiserne Fäuste faßten ihn. Er wollte nach seinem Revolver greifen, das hatte aber einer der Unseren bereits besorgt. Er stieß mit den Füßen. Wir bändigten ihn rasch mit einigen Griffen aus dem Jiu-Jitsu.

Ich fuhr so rasch als möglich meinem Wagen nach.

Auf der Wachstation kam mir mein Stellvertreter bleich entgegen. „Die Dame ist augenscheinlich ein Mann und hat sich vergiftet. Wir haben um den Arzt geschickt, aber es wird wohl zu spät sein."

Die Perücke lag neben dem weißen Danilo. Sein braunes Mädchengesicht war nun so weiß, wie nur überhaupt ein Gesicht sein kann.

„Rittmeister Danilo —" sagte ich zu ihm, „mußten wir uns so wiedersehen?!"

Er fuhr aus den Schmerzen empor und starrte mich an. „Wissen Sie noch, wo wir uns sahen, wenn auch nicht sprachen?“

„In Belgrad,“ hauchte er und seine Augen brannten in den meinen. Seine Lippen waren brennendheiß und trocken. Ich flößte ihm Wein ein. Er dankte mit einem Blick.

„Sie, Danilo und Major Spiridon.“

Seine schwarzen Augen weiteten sich. „O, sagte er, als bedauere er, daß auch dessen Schicksal besiegelt sei. „Wir sind Feinde,“ sagte er ruckweise. Ich nickte ernst. „Wir stehen im Krieg.“

Als der Oberarzt kam, sprach der weiße Danilo kein Wort mehr.

„Wie mädchenhaft dieses Gesicht und diese Hände und Füße“, rief verwundert der Doktor.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Wir fanden in dem Auto nichts als einige Bomben.

Major Spiridon lieferten wir noch selbigen Tags an die nächste Garnison ein. Vorher hatten wir ihm das Gift weggenommen, das er auch mit sich führte ....





Tiroler Weihnachten.

Es ist in den Karpathen. Auf den schmalen zerfahrenen Karrenwegen, die eher tiefen Gräben gleichen, zwischen Wäldern und zerklüfteten Hängen, zieht mühselig eine lange Reihe von Wagen: Regimentstrain, dahin. Die kleinen Polakenpferde arbeiten sich mit den quietschenden Wägelchen, auf denen allerlei Kisten, Mäntel und dergleichen verstaut liegen, eifrig vorwärts. Die hochbeinigen Ungarn haben weit mehr Mühe, vorwärts zu kommen. Von den Nüstern tropft ihnen der Schweiß und das Fell dampft. Ganz vorn fährt eine Feldküche. Ihr Rauch zieht zeitweilig wie ein Nebelschleier über die Kolonne. Er kommt in Augen und Nasen, beißt und zwickt, daß viele husten. Aber keinen Laut hört man dagegen. Denn jeder denkt an die dampfende Suppe, die dort vorn gar wird, die in die Schalen fließen und die müden und erfrorenen Glieder mit neuer Wärme erfüllen soll. Die Tragtiere gehen in langsamem, sicheren Trott. Wenn das Gewirr von Steinen, zerbrochenen Hölzern und Wagenüberresten gar zu arg wird, stolpern sie wohl. Kommen sie an Kadavern ihresgleichen vorbei, so spitzen sie die Ohren, sekundenlang zögern sie, dann geht es langsam weiter.

Am Tage vorher war es merkwürdig milde gewesen, sodaß der Boden an der Oberfläche aufgetaut war. Etwas wie Regen war um die Mittagszeit niedergegangen. In den Rinnen stand eine graue, feuchte Masse, wenn das dünne Eis brach, das die Nacht wie einen hellen Spiegel darüber gelegt hatte.

Nebelig war der Tag am Morgen. Die Wolken hingen bis in die Wipfel der Wälder und wälzten sich über das rote, von Granaten zerrissene Erdreich. Sie hafteten an niedergebrochenen, uralten Tannen, deren weiße Bruchfläche weithin leuchtete. Hie und da sah man eine zerschossene Hütte oder ein paar verkohlte Dachbalken, einzeln stehende Kamine und zerbrochenen Hausrat. Dohlen zogen in langen Schwärmen waldeinwärts, bald heiser schreiend, bald lautlos auf breiten Schwingen sich vorwärts schiebend.

Manchmal drang aus den Wäldern ein Schuß. Gegen Mittag begann in der Ferne ein kurzes Artillerieduell, das bald verstummte.

Seit Mittag ist es still. Langsam zieht die Kolonne mit den dampfenden Pferden weiter. Ihre Schutzmannschaft sind Tiroler Landesschützen, die nach dreimonatlichem Kampfe an der Front und in der Feuerlinie abgelöst worden sind. Schweigend schreiten die wetterharten, gebräunten Gestalten dahin. Da und dort sind auf den Wägen Verwundete verstaut oder Marode, Marschkranke, die in grauen Mänteln zwischen den Kisten liegen, in Decken gehüllt mit bleichen, müden Gesichtern.

Manchmal sangen die Tiroler leise vor sich hin. Denn man wußte nicht, ob nicht irgendwoher eine Kugel kam, der hundert andere folgten. Etliche machten fromme Gesichter. Da und dort gab es einen Witzmacher, der allerlei Lachhaftes wußte.

Traurig war keiner. Namentlich aber keiner, wo der Innkofler Sepp in der Nähe war. Der war da: Ein baumlanger Mensch mit weitausschreitenden Beinen. Der Oberkörper ist breit, knochig das Gesicht. Eine hervorspringende Nase, dunkelbraun die Haut, von den vielen Strapazen, die Sommer und Winter gebracht. Das Haar ist pechschwarz, nur an den Ohren liegt etwas wie ein grauer Reif. Zwischen den Zähnen hält er eine kurze Pfeife. Er war ein Holzhauer, der Innkofler Sepp und außerdem hat er ein kleines Wirtshäusl in Tirol. Ein Wirtshaus, in dem im Herbste sogar eine kaiserliche Hoheit gerastet, weil es eine so prachtvolle Aussicht über das Tal hat und ein Wacholder zu haben ist, den man nicht überall kriegt. Der, den der Innkofler Sepp macht, hat Geruch und Namen weithin.

Manchmal erzählt er auf dem Marsche davon und sonst noch allerlei: Was er tun wird, wenn er z'haus kommt, wenn dann die Russen hinausg'schlagen worden sind. Mit Mann und Maus aus Galizien und Polen und weiter noch.

Auf der Mütze hat er zwei russische Kokarden und auf der Brust die große Silberne. Was sonst noch folgen wird, weiß man nicht. Müde ist der Inn-

kofler nie und einen Glauben hat er, daß alles gut ausgeht, der Berge versetzen kann.

Ein um das anderemal spricht er zu seinem Nachbar, dem Hansl Schwandtner aus Brixen:

„Z'weni hoch san die Berg'. Eh' man recht Atem hol'n kann, is man droben. Kaum daß man oben is, geht's schon wieder hinunter."

Das sagt er, weil der Schwandtner in der Brust einen elenden Katarrh sitzen hat und es ihm mit dem Atem nicht gut geht.

„Geh'," sagt der Sepp Innkofler dann zu ihm, „gib mir Dein' Rucksack. Ich wett', er is noch schwerer als der meine."

Er wiegt den Rucksack in der Hand, trägt ihn ein Stück Weges und dann noch ein weiteres Stück, während dem Schwandtner der Schweiß über das Gesicht läuft.

Dann wieder arbeitet sich der Zugsführer Innkofler nach vorwärts bis zu dem Marodenwagen. Auf dem einen sitzt ein Bozner. Franzl Kaltner heißt er und blond ist er. Er hat ein bleiches Bubengesicht, kaum einen Flaum über den Lippen. Ein hübscher Kerl mit treuherzigen Augen. Ein ganz kleiner Bart liegt über den Lippen, während der Innkofler Sepp aussieht wie der wahrhaftige — Andreas Hofer.

Franzl Kaltner hat einen Schuß in den Unterschenkel. „Der Bub", nennt ihn der Innkofler. Seit fünf Monaten sind sie draußen im Felde. In schwerer Gefahr hielten sie beieinander aus. Bei Patrouillen, als Horchposten und beim Sturm. Der blonde Bozner

hat seine Pflicht getan wie der Hüne. Bis gestern. Denn gestern sind sie noch freiwillig draußen gewesen, weit weg, bei den Russen. Als der Bub' aus der Deckung kroch, kam irgendwoher eine Kugel und fuhr ihm unter dem Knie ins Fleisch.

„'s is nit arg g'wesen, gleich is wieder 'raus. Aber brenn' tut's halt doch," hat er gesagt.

Der Innkofler hat ihm einen Verband angelegt, so gut es eben ging. Sanitätsstation war keine in der Nähe gewesen. Aber heute sollten sie an eine kommen.

Gehen kann der Franzl auch noch immer. — „Ich werd' s' dermachen, Sepp, wenn Du mir hilfst."

„Wie geht's denn?" fragt der Hüne und sieht in das bleiche Bubengesicht.

„Grad' hab' ich denkt, daß heut' Weihnachts' heiliger Abend is und ob d' Mutter z'haus wird Karpfen mit Preißelbeeren g'macht haben. Ob sie an mich denkt?" —

„Dummer Bub', gewiß wird sie an Dich denken und mei' Loisl auch. Das ganze Tirolerland wird an uns denken."

Weil es ein bißchen um den Mund des Bozners zittert, nickt er noch einmal kräftig und sagt: „Dei' Frau Mutterl wird sagen, wo zwoa Tiroler beisamm' sein, da braucht man koa Sorg' haben. Denn aner verläßt den andern nicht. Hätt' beinahe selbst vergessen, daß wir 'n Heiligen Abend haben. Den muß ma' feiern!"

Es ist Rast kommandiert. Der Innkofler Sepp überwindet die Schwierigkeiten des Weges bis zum

Leutnant, der an der Spitze reitet und erstattet ihm Bericht. Der junge Offizier mit einem nachdenklichen Zug in dem frischen Gesicht lächelt und nickt.

„Immerzu, immerzu, Zugsführer!"

Gut ist es, daß sie gerade in der Nähe eines kleinen Waldes sind, den der fegende Sturm vom Schnee fast frei gemacht hat.

Der Innkofler und fünf bis sechs Tiroler arbeiten sich in den Wald hinein mit einem Beil, das in irgend einem Wagen lag. Nach einer halben Stunde kommt einer nach dem andern mit einem Bäumchen zurück. Der mit einer Fichte, jener mit einem richtigen Tannenbaum oder was sie dafür halten! Grün ist es auf alle Fälle!

Schwitzen tun sie und naß sind sie von dem Schnee, der ihnen von den Bäumen ins Genick gefallen ist, aber die Gesichter sind rot. Lustig sind s'. Ein fröhlicher Ruck geht durch die Kolonne. Das macht nicht nur die rauchende Gulaschkanone, in der es für alle brodelt, das macht das Gefühl, daß Weihnachten ist und etwas kommen wird. Der Innkofler wird schon 'was machen.

Wenn die Kolonne auch nur kurze Rast hielt, die zwei Stunden, ehe sie weiter gehen muß, das genügt. Jeder Wagen, jeder Schlitten — es gibt Fahrzeuge beider Art — bekommt ein Bäumchen in die Mitte gesteckt, ein paar Bänder dran und ein paar Kerzchen drauf. Der Schwandtner ist Holzschnitzer und weiß mit ein paar Schnitten eine Zwänge herzustellen, in der man die Kerzchen befestigen

kann. Bei dem Aufputzen werden die erstarrten Finger beweglich. Die letzten Wachsstöcke werden zerschnitten, damit jeder Baum seine Kerzen erhält. Lachen steigt auf. Einer summt ein Lied.

Sepp Innkofler, der Zugsführer, pafft aus seiner Pfeife, frohlockend fast. Er denkt nicht an die Schmerzen in den Füßen, die ihn in der Nacht so gräulich quälen. Er sieht in des Bozner Buben Gesicht und sieht, wie es rot wird in diesen Wangen und wie die Augen blitzen.

Die Rast ist vorüber. Ein kurzes Signal und die Kolonne arbeitet sich mühselig weiter, tiefer in die Berge hinein. Weglos, zerfahren, zerstampft, dann wird es steinig voll Gräben und Rinnen. Das junge Eis bricht klirrend unter den Füßen. Manchmal schüttelt eine lange Fichte eine Lawine von Schnee auf Pferde und Mannschaften. Ein Rad zerbricht, ein müdes Tragtier fällt. Es kann nur mühsam aufgebracht werden. Eine weiße Dunstwolke liegt über der keuchenden Schar von Menschen und Tieren.

Der Abend kommt. Die Nebel sind zerronnen. Graublau liegt der nächtliche Himmel. Wie die Sonne sinkt, kommt aus der Tiefe die Kälte und schiebt ihren klaren, weißen Atem über die Berge. Fest wird der Boden. Hart und gläsern sind die Stellen, die tagsüber unter Wasser standen.

Eine Ordonnanz hat die Meldung gebracht: „Die Russen sind weit verjagt. Es ist keine Gefahr."

Man atmet freier. Als die Nacht kommt, stecken die Tiroler die geringen Kerzen in Brand, die sie auf jedem Bäumchen befestigt haben.

Still ist die Nacht, klar und still! Kein Windhauch regt sich. Auf jedem Wagen, auf jedem Schlitten, die langsam vorwärts kommen, leuchtet ein Lichterbaum und jeder Mann, der ein Saumtier führt, hat ein Licht in den Händen. Selbst der Leutnant vorn. Wie feurige Zungen schweben die Lichter über der Kolonne.

So schreiten die Tiroler aufwärts, mühselig und doch mit glänzenden Augen, den Weg durch die Karpathennacht.

Der Zugsführer Innkofler hat seinen Baum mit den meisten Lichtern ausgestattet und aus den geringen Mundvorräten, die er sich abgespart, hat er für jeden Kameraden ein Scheibchen Wurst und ein Stückchen Käse zusammengebracht. Für den Bozner Franzl, den Buben, zwei.

Der Bub' lacht nun: „Wenn Mutter es wüßt', wie schön es ist, Heil'ge Nacht in den Karpathen! O Du mei', o, Du mei'!" — — —

Der Leutnant hat die letzte Schachtel Zigaretten verteilt, jeder drückt dem andern etwas in die Hand und wenn nichts geblieben ist, gibt einer dem andern Treue und Dank...

Der Sepp fährt sich durch das schwarze Haar und kraut sich den Bart: „Und mei' Loisl, wenns' wissen tät, freuen tät sich's über die Maßen."

Sie singen: „In der Heimat, ja in der Heimat, da gibt's ein Wiederseh'n!" — — —

Und dann feierlich, mit einer unerhörten Inbrunst: „Stille Nacht, heilige Nacht!"

Auch der Leutnant singt mit. Die Slovaken, die hinten kommen und das Lied nicht verstehen, bekreuzigen sich. Die Honved, die den Schluß bilden, tun es auch.

Die Nacht ist kalt, bitter kalt. Sie spüren es nicht. Sie wissen es nicht. Denn ihre Seelen sind heimwärts gegangen, in ihr Land Tirol, ins heil'ge Land Tirol!

Sie sehen die Berge in ihrer stillen Majestät, sehen die Städte und Dörfer. Christbäume leuchten herüber, Augen voll Treue und Liebe sehen sie und Stimmen hören sie mit einem hellen, lieben Klang, den sie lange nicht mehr gehört.

Das macht ihre Herzen so feierlich, weitet ihre Augen und läßt sie alles vergessen, was an Leid und Schmerzen sie ertragen.

Sie wissen: Sie werden heimkehren in ihr Land, ins heil'ge Land Tirol. Als Sieger heimkehren..!



Ballast.

Franz Windhopp war sozusagen Privatmann. Denn daß er noch stiller Gesellschafter der Wurstfabrik Franz Windhopp & Co. war, wußte nur die Steuerbehörde und die vornehmsten Mitglieder der Stammtischgesellschaft im „schwarzen Rössel“.

Einst war er alleiniger Inhaber gewesen. Charcuter en gros et en detail, wie man damals noch sagte. Nun aber konnte er seinen Neigungen nachgehen und sich mit den Dingen beschäftigen, die seiner Seele zusagten. Er war an die Fünfzig, litt weder an Rheuma, noch an Fettherz, nur an einer gelinden Hypochondrie.

Franz Windhopp trachtete sein Lebtag nach etwas besonderem. Aber es hatte sich leider niemals eine schickliche Gelegenheit dazu geboten. Er hatte sich als Privatmann zuerst eine Kanarienzucht und dann eine Kaninchenzucht angelegt. Auch hatte er Bombardon blasen gelernt. Aber jede dieser Beschäftigungen erregte nur mäßige Bewunderung, weshalb er sie wieder aufgab.

Als der Krieg kam, betätigte sich der Privatier in deutlich erkennbarer Weise. Als er von den vielen Freiwilligen las, die sich den Behörden stellten, begann ein Aufruhr in seinem Innern. Eurosine, seine Gattin, strümpfte Stricke, wie er in Umkehrung der Tatsachen zu behaupten pflegte, außerdem zupfte sie Scharpie. Er wollte und konnte nicht müßig bleiben.

Franz Windhopp beschloß daher, sich bei passender Gelegenheit freiwillig zu stellen. Als dies Eurosine

zum erstenmal hörte, lächelte sie. Denn sie glaubte nicht daran. Aber ihr Franz blieb ungerührt. Da mahnte sie liebreich ab. Es half nichts. Sie erreichte nur, daß er den Hausarzt zu fragen versprach. Dieser zuckte die Schultern und meinte kühl: „Das Beginnen ist sehr löblich. Für die technischen Truppen werden immer Menschen gebraucht werden. Freilich ist die Sache ziemlich strapaziös. Indessen läßt sich vieles ertragen und überwinden, wenn man dazu ernsthaft den Willen hat. Vorderhand möchte ich Ihnen, Herr Windhopp raten, sich ein bißchen abzuhärten, damit sie nicht den Strapazen und Wetterlaunen zum Opfer fallen. Besonderes Gewicht ist auf sachgemäße Ausrüstung zu legen."

Der Privatier nickte kaltblütig. „A la guerre comme à la guerre," sagte er. Das war sein einziger Vorrat an Französisch. „Ich bin dazu bereit."

Er sah dabei Eurosine groß an, daß sie ein wenig errötete.

Beim nächsten Mittagessen bemerkte er leichthin. „Ich werde auf des Doktors Rat zunächst und in der Folge im Freien schlafen."

„Lege dich wenigstens ins Sommerhaus," riet die Gattin mit tränenumflorter Stimme. „Sonst könntest du dich auf den Tod verkühlen."

Windhopp, der künftige Freiwillige, zündete sich eine fürtreffliche Zigarre an. „Nansen hat auch so begonnen. Du weißt ja, der Nordpolmensch, zu dessen Vortrag wir Freikarten hatten. — Ich will dir den Willen tun. Ich ertrüge es auch im Freien. Im

Schlafsack natürlich. Denn im Felde benützt man selbstverständlich einen solchen."

Am selben Tage erwarb sich der Privatier noch einen Schlafsack, Patent „Schlafe wohl". Es war an ihm eine geniale Vorrichtung angebracht, mittels deren der im Sack Schlafende diesen von innen völlig durch eine Schnur zuziehen konnte. Es blieb nur der Kopf sichtbar und auch für diesen war eine famose Unterlage vorhanden.

Selbst Frau Eurosine war von dem Patent entzückt.

„Um 9 Uhr kannst Du mich morgen wecken. Die frische Luft wird ihre Wirkung tun. Ich werde wie ein Pyrrhus schlafen," sagte er, die Vorbilder etwas verwechselnd, als er sich nach dem Abendessen in das Lusthaus zurückzog. Seine Gattin hatte es fürsorglich etwas durch einen Petroleumofen anheizen lassen. Natürlich wußte ihr Franz nichts davon. Lächelnd reichte er ihr die Hand, während sie eine Träne im Auge fühlte.

In jener Nacht schlief Eurosine unruhig. Sie träumte von Napoleon, dann von wilden Tieren und allerlei Dingen sonst noch. Um 6 Uhr, als es dämmerte, schlich sie hinunter in den Garten. Ein leiser Regen plätscherte noch in den Rinnen. Sie klinkte die Türe zum Sommerhaus auf. Nichts rührte sich. Entsetzt riß sie die Augen auf.

Franz Windhopp war im und mit dem Schlafsack verschwunden! Einen Augenblick drohte ihr Herz stille stehen zu bleiben. War er gestohlen, ge-

raubt worden? Wollte man ein Lösegeld von ihm erpressen? Oder aber, so dachte sie, als sie einen Augenblick ruhig wurde, ist er auf und davon gegangen. Zu einem Freund oder auf einen Morgenspaziergang?

Sie klinkte die Türe wieder hinter sich zu. Was sollte sie tun? Da vernahm sie Laute, die ihr bekannt schienen. Ein freudiger Schreck war es nun, der sie ergriff. Es war das Schnarrchen ihres Franz. Sie sah sich nochmals in dem Gartenhäuschen um. Dann außerhalb desselben. Da fand sie hinter ihm im Gestrüpp, an die Mauer gelehnt, die den Garten vom nachbarlichen schied, ihren Franz. In dem Schlafsack, aber an die Mauer gelehnt, wie ein Mehlsack.

Er schlief, während kleine Tropfen sich auf seiner Stirne sammelten...

„Um Gottes willen," stöhnte sie, „mein lieber Franzi, was machst du? Warum bist du hierher gegangen?" Sie wischte ihm das Gesicht ab.

Da schlug der Privatier die Augen auf. Ein Abgrund von Vorwürfen sprach aus seinen Blicken. „Den ganzen Tag läßt du einen hier liegen. Kein Mensch kümmert sich um einen. Zugrundegehen könnte man." Er sprach so leise, daß es Eurosine kaum verstand.

„Aber, Franzi, siehst du denn nicht, daß es vor einer Viertelstunde noch finster war. Es ist erst sechs und du hast erst um neun geweckt sein wollen."

Sie war voll Sanftmut und Zärtlichkeit.

„So? Mir kommt es wie die halbe Ewigkeit vor," lispelte er wieder.

„Aber rede doch lauter. Ich verstehe dich nicht," bat etwas energischer Eurosine.

„Wenn ich es könnte," murmelte er. „Zuerst schaffe ein Messer herbei, daß ich mich aus dieser erbärmlichen Menschenfalle befreien kann." Er strampelte wütend mit Händen und Füßen in dem Sacke. Dabei lispelte er trotz aller Anstrengungen. Denn er war stockheiser.

Die Frau lief eiligst, um das Verlangte zu bringen.

„Ich brachte die Schnur nicht auf. Sie zog sich immer mehr zu, anstatt aufzugehen. Ich war gefangen, als der Dieb kam."

Eurosine faltete voll Entsetzen die Hände. „Ein Dieb," seufzte sie. „Ich habe von wilden Tieren geträumt."

„Ich schwitzte von innen und fror von außen," erzählte Franz weiter. „Es war gräßlich. Durch eine Bewegung im Einschlafen war ich vom Sofa geglitten. Unglücklicherweise war ich dabei zum Stehen gekommen. Ich merkte, als ich schreien wollte, daß ich ganz heiser geworden war. Als ich noch darüber nachdachte, was ich tun sollte, wurde die Türe aufgeklinkt, ganz leise geschah es und jemand schlich herein. Ich konnte natürlich nicht sehen, wer es war. Denn es war stockfinster. Es war ein Mann, der tastend um sich griff. Er fand mich. Wahrscheinlich hielt er mich für einen Mehlsack. Das Mehl ist ja so teuer." — Er stöhnte. — „Er schwang mich auf die Schulter und hinaus ging es. Ich wagte nicht, mich zu bewegen, damit er mich nicht entsetzt herunterwürfe. Vor der Nachbarmauer ließ er mich zu Boden gleiten. Er lehnte mich

dorthin, wo du mich gefunden hast. Er selbst kletterte über die Mauer, wahrscheinlich, um sich zu vergewissern, wie es drüben stehe. Ich hörte nach einiger Zeit Gegacker. Wahrscheinlich war er in einen Hühnerstall geraten. Er kam Gott sei Dank nicht mehr. Vor Ermattung schlief ich endlich ein." Eurosine küßte ihren Franz und half ihm aus dem Sacke „Schlaf wohl". Er war in Schweiß gebadet, als er an die Natur befördert wurde. Natürlich wurde er dann sofort ins Bett gebracht und allerlei Tees gekocht. Es blieb dank dieser Maßregeln bei einem Schnupfen, der allerdings alles bisher Dagewesene weit hinter sich ließ.

Beim Nachbar waren in jener denkwürdigen Nacht 5 fette Gänse und 10 magere Hühner gestohlen worden. Mit Wehmut vernahm es der Privatier.

Immerhin erholte er sich seelisch rasch von der Übernachtung im Freien. Denn er gewann die volle Überzeugung, daß seine Gesundheit noch sehr widerstandsfähig sei. Dies erhöhte sein Selbstgefühl.

Mit Eifer ging Franz Windhopp daher daran, die militärische Ausrüstung zu beschaffen. Mit Hilfe seiner Freunde und aufgrund der Inserate in seinem Blatte versah er sich mit den folgenden, als unbedingt notwendig erkannten Gegenständen:

1 Pelz
2 Kamelhaardecken
2 Katzenfellhosen
6 Wollunterhemden
6 Wollunterbeinkleider
12 Paar wollene Socken

12 Paar papierene Socken
6 wollene Bauchbinden
6 papierene Bauchbinden
6 wollene Brustbinden
6 papierene Brustbinden
6 Kniewärmer
6 Nasenschützer
6 Ohrenschützer
1 Pelzmütze
3 Paar gefütterte Schuhe
3 Paar genagelte Schuhe
6 Paar Gamaschen
1 Hausapotheke
12 Schachteln Schokolade
3 Flaschen Kognak
3 Flaschen Rum
6 Kränze Windhoppsche Spezialwurst
1 Wörterbuch
1 Kassette Papier

Außerdem wurden die notwendigen Dinge, die unter dem Sammelnamen „Proprietäten" bekannt sind, angeschafft. Natürlich war dazu ein eigener Koffer erforderlich, der mit Inhalt 2 Meterzentner wog.

Es begann eine nervenzermarternde Zeit für Windhopp. Durch eine geeignete Auswahl sollte von diesem Notwendigen das Allernotwendigste festgestellt werden, das in dem winzigen vorschriftsmäßigen Kofferchen untergebracht werden konnte. Er geriet dabei in schwere Konflikte mit Eurosine. So gewaltig

waren die Explosionen in der einst friedlichen Ehe, daß Windhopp sich beinahe entschlossen hätte, sein Testament zu ändern.

Auf Grund reiflicher Erkundungen kam der Privatier zu der Überzeugung, daß er sich am besten zur Luftschifferabteilung eignen würde. Denn für die Infanterie eignete er sich nicht, da er nach drei Stunden allemal den „Wolf" bekam. Reiten vertrug er nicht. Und die Artillerie mußte ausgeschaltet werden, weil er auf dem einen Ohr ein bißchen lahmte.

Endlich kam der Tag der Musterung heran. Eurosine geleitete ihn in zärtlicher Stimmung bis zu dem Lokale. Er hatte seinen Bratenrock angetan. Leider wurde Herr Franz Windhopp in diesem nicht vorgelassen. Die Beine zitterten ihm ein wenig. Denn gerade an dem Tage war in seinem Blatte ein strenger Winter angekündigt. Er vertrug Kälte beim Bier, aber nicht in den Gliedern.

Immerhin trat er, aller irdischen Dinge entkleidet, festen Mutes unter das Maß. Ein fröhliches Lächeln erhellte die Gesichter der Musterungskommission. Er sah es nicht. Denn der Soldat, der ihn dirigierte, verbarg die Gesichter. Aber daß dieser Mensch unverschämt grinste, nahm er wahr. Er fand keine Gewalt, zornig zu sein, so fröstelte ihn.

Der Regimentsarzt trat zu ihm und mit einer Freundlichkeit, die wohltuend abstach von der kalten. Sachlichkeit, mit der er die Vorausgegangenen behandelt hatte, sagte er zu Herrn Franz Windhopp, ehedem

charcutier en gros et en detail. „Hätten Sie für den Fall Ihrer Annahme irgend welche Wünsche gehabt bezüglich der Zuteilung zu einem Heereskörper?“

Der Angesprochene suchte seinem entblößten Adam möglichst Würde zu geben. „Wenn möglich, zur Luftflotte.“ Er sprach kurz und bestimmt.

Da brauste von den Tischen her ein Gelächter, das selbst bis zu Windhopps Ohren drang. Der Regimentsarzt vor ihm schneuzte sich schallend, indem er sich wegwandte.

„Wie viel beträgt Ihr Gewicht?“ fragte er dann mit herzlichem Wohlwollen.

„Jetzt nur 120 Kilogramm, früher 130,“ sagte Windhopp einfach, mit der Miene eines Mannes, der verletzt worden ist, aber sich nicht zu rächen gedenkt.

„Danke,“ erscholl eine Stimme von irgendwoher. „Wir könnten Sie nur als Ballast für die Luftflotte nehmen.“

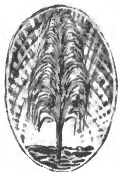
Da war es dem Privatier, als weiche schon jetzt der Boden unter ihm und er falle ins Unendliche. So entsetzt war er. Er erbleichte und griff nach dem Arm des Soldaten.

„Als Ballast?“ stammelte er.

„Jawohl,“ bestätigte der Regimentsarzt. „Der ist ja außerordentlich wichtig für ein Luftschiff.“ Und milde fügte er hinzu: „Wenn Sie es sich noch überlegen wollen, können Sie zurücktreten. In diesem Falle werden Sie als ungeeignet zurückgestellt.“

Franz Windhopp, Privatier, ehedem charcutier en gros et en detail, atmete tief auf. Es war ihm so wohlig, als damals, als ihn seine geliebte Eurosine aus dem Schlafsacke „Schlaf wohl“ erlöst hatte. So rann ihm nun der Schweiß vom Gesichte.

„Ich werde es mir noch einmal überlegen,“ sagte er leise.



Rozledas Begräbnis.



Ein Pole lag inmitten des Notspitales des Roten Kreuzes zwischen Magyaren und Deutschen. Von seinem Bette umfaßte er mit den Augen die großen Linden des Stadtparkes, die einen Weg umsäumten. Der späte Herbst hatte deren Laub bereits spärlich gemacht. Die Sträucher ihrer Nachbarschaft hatten die brennend roten Blätter längst auf den Boden verstreut, von wo sie der Wind in lautlosem Fluge forttrug.

Stanislaus Rozleda hieß der Pole. Er hatte ein bleiches, finsteres Gesicht mit starken Backenknochen und großen Augen. Ein kohlschwarzer Bart wucherte um sein Kinn bis tief in den Hals. Er hatte eine Wunde unter der linken Schulter und eine hinter dem einen Ohre. Die letztere war unbedeutend; auch die erstere hatte anfangs nicht allzugefährlich geschienen. Aber er wurde das Fieber nicht los. Es schüttelte den armen Kerl, daß seine Zähne klappernd zusammenschlugen. Die Ärzte verordneten die üblichen Mittel, aber sie halfen nur von einem Tag auf den anderen. Es wurde mit Stanislaus Rozleda, der einem galizischen Landsturmregimente angehörte, nicht besser. Seine Wangen wurden gelb wie welkes Laub und verfielen. Der Tod streckte die Hand nach ihm aus.

Vielleicht ahnte er, daß ihm der Weg ins Dunkle so nahe bevorstehe. Manchmal war er unruhig.

Dann sprach er in seiner Zunge Worte, die niemand verstand. Hastige, dringende Worte schienen es, die von irgend einer leisen Zärtlichkeit beherrscht waren: Nach Menschen wohl, die der Soldat lieb hatte, Mutter, Gattin oder Kinder. Niemand wußte es in dem Notspital, niemand kannte ihn.

Einige Tschechen, die in einem Zweigspital in der Nähe untergebracht waren, kamen herüber und suchten mit ihrer Sprache Brücken zu schlagen zu Stanislaus Rozleda. Er hing sehnsüchtig an ihren Lippen, aber er verstand sie nicht. Der eine Arzt meinte, wahrscheinlich habe auch sein Gehör schwer gelitten. Daher schrieb einer auf ein Papier einige Worte, die Rozleda verstehen mußte, denn sie waren polnisch.

Er hielt den Zettel lange in seinen zuckenden Fingern. Eine rührende Hilflosigkeit lag auf seinem Gesicht. Die rauhe Härte war verschwunden. Eine Träne schimmerte in seinen Augen. Er ließ das Papier mit einem Seufzer zu Boden gleiten...

Denn Stanislaus Rozleda konnte auch nicht lesen..

Vielleicht hatte er irgendwo in den Karpathen, in einem der kleinen Holzschlägerdörfer, gelebt, wo weit und breit keine Schule ihre Türe auftat. Vielleicht war er ein Steinklopfer auf einer einsamen Landstraße. Vielleicht auch ein blutarmer Bauer, der in schwerer Arbeit um das bißchen Leben kämpfte.

Wahrscheinlich zum erstenmale in seinem Leben bedauerte der Pole, daß man seine schwieligen Hände nicht gelehrt hatte, zu schreiben...

Der Erzdechant kam selbst, um Stanislaus Rozleda die letzte Ölung zu geben. In dem schmalen, feinen Gesicht des Monsignore las man Ergriffenheit, als er beim Abschied dem Sterbenden die Hand drückte. Ein Leuchten erhellte die großen Augen des Stanislaus Rozleda, der vielleicht ein Holzschläger oder Steinklopfer aus Galizien war, daß ihm das geschah. Eine mächtige Kerze brannte vor ihm. In sie sah er unverwandt. Die jungen Pflegerinnen beteten andächtig, bis sein Atem verlöschte...

Man fand in seinem armseligen Rucksack nichts als das Bildnis einer Frau. Man vermochte nicht zu erkennen, ob sie jung oder alt war. Denn es war eine Jahrmarktphotographie, das stümperhafte Werk eines Schnellphotographen in verblaßtem Braun. Ein Skapulier und ein Rosenkranz fanden sich noch. Außerdem eine unbeschriebene Feldpostkarte. Aber kein Brief, kein Zeichen, das Aufschluß über ihn gegeben hätte.

Denn wahrscheinlich meisterten jene, denen das Herz des Toten einst gehörte, ebenso wenig das Schreiben und Lesen wie er. So war es ihnen verwehrt, anders denn mit ihren Gedanken ihm zu folgen.

Als beim Einbruch der Dämmerung die Sterbeglocke läutete, drängten Frauen und Kinder, wie immer, den kleinen Kirchberg hinauf, um zu erfahren, wem sie gelte.

Stiller als sonst kamen sie zurück. Es war der erste Soldat, der in der kleinen Stadt gestorben war. Es schien, als habe sein Tod den Krieg, der bisher ferne

gewesen war, nun plötzlich auch in dieses Tal getragen. Die Kunde ergriff die Herzen. Denn wo war ein Haus, das nicht einen Sohn oder den Vater hinausgeschickt hatte ins Feld? Vielleicht, während die säumig gescholtene Post einen fröhlichen Gruß brachte, rang der, dem dieses Zeichen entstammte, in irgend einem Lazarett mit dem Tode oder kämpfte mit dem Fieber.

Auf einmal war der Krieg mit seiner wortlosen Furchtbarkeit auch in die stille Stadt des Riesengebirges gekommen. Und so sprach man an jenem Abend, als Stanislaus Rozleda gestorben war, in jedem Hause von ihm, den niemand gekannt hatte und der zu niemandem hatte ein Wort sprechen können.

Die Männer wurden ernster und die Frauen stifteten Kerzen für die Kirche. Dem nächsten Bettler legten sie eine überreiche Gabe in die Hand. Denn die Herzen waren aufgeschlossen fremdem Leid.

Als der Tag der Beerdigung des polnischen Landsturmmannes kam, strömte das Dorfvolk auf allen Wegen in die Stadt. Deren Straßen waren gedrängt voll Menschen. Auf den Bürgersteigen stauten sich die Menschen. Hunderte suchten den Friedhof zu gewinnen und dort festen Fuß zu fassen, bevor ihn der Leichenzug erreichte.

Einen solchen Zug hatte die Stadt noch nicht gesehen. Ihm voraus schritt ein verwundeter Soldat. Um die eine Hand lag noch eine schwarze Binde. Er trug das umflorte Kreuz. Dann folgte die Stadtkapelle in der besten Uniform. Die Schützen in ihren

dunkelgrünen Waffenröcken schlossen sich ihr an. Dem Korps voraus schritt der Oberleutnant, der keinen Blick von der Mitte der Straße ließ. Dem Scharfschützenkorps mit geschultertem Gewehr folgten in langen Reihen die Veteranen. Die Federn auf ihren Hüten wehten. Die Fahne wurde von einem weißbärtigen Hünen getragen. In messinggelben, glänzenden Helmen schloß sich die Feuerwehr an.

Dann klaffte eine Lücke. Hinter ihr marschierte eine Abteilung Freiwilliger. Sie waren in feldgrauer Uniform. Die braunen Ledergamaschen hoben sich gleichmäßig und klirrten die sporenbesetzten Stiefel auf dem Pflaster. Ein blutjunger Korporal mit rotem Gesicht kommandierte sie.

Dann kam wieder eine Gruppe in Feldgrau. Aber es waren keine neuen Uniformen, sondern zerknitterte und mit deutlichen Striemen von dem Ledergehänge. Einige stützten sich auf Stöcke. Etliche trugen einen Arm in der Binde oder hatten eine Hand verbunden. Um manche Stirn zog sich ein Verband. Bartlose Gesichter gab es und solche, deren Haar an den Schläfen schon grau war. Es waren die Kameraden des Stanislaus Rozleda. Sie hatten alle irgendwo gefochten und waren knapp an dem Tod vorbeigekommen wie er, dem sie nun das Geleite gaben.

Auf diesen Reihen verweilten die Augen der Männer am längsten, die Frauen wischten sich die Tränen aus den Augenwinkeln. In dichten Rudeln marschierten die Jungen neben ihnen her.

Der Kirchenchor sing, als man den Friedhof in Sicht bekam, ein Lied zu singen an. Es war voll leichter Schwermut wie die alten Reiterlieder, die mit der Sonne beginnen und mit dem Tode endigen.

Als das Lied geendet, fiel dumpfer Trommelschlag ein.

Der Erzdechant führte mit vier jungen Kaplänen den Kondukt. Auf dem schmalen Gesicht des Monsignore lag Rot. Der schwarze, gestickte Mantel um seine Schultern ließ ihn noch schmäler erscheinen.

Dann kam der Galaglaswagen der Stadt. Vier schwere Rappen waren ihm vorgespannt mit bis auf den Boden reichenden Decken. Mit Windlichtern schritten bärtige Männer in silbergrauer Kleidung mit breiten Borten um Hals und Gelenken neben ihm her. In doppelten Reihen außerdem Freiwillige mit gezogenem Säbel. Rothosige Trainer trugen drei Kränze.

Der Sarg war ganz einfach, aus Holz gefügt. Ein mächtiges Blumengewinde deckte ihn fast. Die Schleife war in polnischen Farben gehalten und in dieser Sprache war die Aufschrift. „Grüße aus der fernen Heimat." Ein polnischer Offizier, der selbst in einem benachbarten Spital schwerverwundet lag, sollte diesen Kranz gespendet haben.

Hinter dem Wagen schritt der Major der kleinen Garnison in einer Reihe mit dem Bezirkshauptmann und dem Bürgermeister. Um die Schläfen des Majors blühte es weiß. Sein gutmütiges Gesicht sah nachdenklich aus. Vielleicht weilten seine Gedanken in Krakau,

wo er seine Familie zurückgelassen hatte. Der Bezirkshauptmann ging kerzengrade. Der goldene Kragen umschloß enge den braunen Hals, auf dem ein energischer Kopf saß. Der Bürgermeister hörte mit gefälligem Lächeln dem Gespräch der beiden zu, das bisweilen begann, aber immer wieder versandete. Er lächelte, wenn er einen Bekannten sah.

Im gemessenem Abstand hinter dieser Reihe, der durch Polizisten aufrecht erhalten wurde, kamen die Damen des Roten Kreuzes. Alle waren in dunkle Kleider gekleidet und blickten ernst. Nur die jungen Mädchen lächelten, wenn sie grüßenden Mienen begegneten.

Dann flossen die Reihen zusammen zu einem langen Zuge. Männer, Frauen und Kinder. Es kam das Volk, die Frauen hatten dunkle Kleider zumeist und Tränen in den Augen. Die Männer schritten wortlos nebeneinander. Es waren Bürger, Handwerker, Arbeiter und Beamte, deren bescheidene Uniform aus den dichten Reihen hervorstach. Bauern gingen mit breiten Schritten mit. Es war ein fast endloser Zug, durch den ein Murmeln ging. Denn irgend jemand hatte das Vaterunser zu beten begonnen und laut und leise beteten viele mit. Es war ein unruhiges Tempo. Manchmal verdünnten sich die Reihen, aber an den Straßenbiegungen stauten sie sich und jedesmal traten neue Mitgänger ein.

Tausende geleiteten Stanislaus Rozleda hinaus auf seiner letzten Fahrt.

Am Eingange des Friedhofes standen sie, zu Mauern gepreßt, mit schwitzenden Stirnen, weil die Sonne durch die Wolken gedrungen war. Das von der Stadt gewidmete Ehrengrab lag unter alten Linden. Der junge Polizeikommissär, der eben erst aus dem Kriege zurückgekommen war, hielt mit grauhaarigen Polizisten die Ordnung aufrecht. Als das Glöcklein der Totenkapelle seine schwermütigen Töne anhub, schoben sich die Massen vor dem Grabe noch enger zusammen.

Die Stadtmusik spielte: „Ich hatt' einen Kameraden"; dann stimmten die Sänger die alte Weise: „Dort unten ist Friede" an. Die hellen Sopranstimmen zitterten wie ein Frühlingswind über die schweigende Menge.

Der Monsignore sprach die Gebete. Dann erhob er die behandschuhten Hände und segnete das Grab ein, während Freiwillige den Sarg, der Stanislaus Kozleda umschloß, an den weißen Bändern langsam in das Grab gleiten ließen, das mit Reisig ausgeschmückt war. Kommandoworte erschollen, die Gewehrläufe glänzten in der Luft und dann dröhnte, während Trommelwirbel schlug, eine Salve.

Die Offiziere salutierten, die Frauen schlugen die Hände auf die Brust. Man hörte verschwiegenes Weinen.

Der Erzdechant stand, dunkelrot im Gesicht, inmitten der Kapläne, seine Augen wandten sich dem Grabe zu. Einen Schritt näher an dieses herantretend, begann der Monsignore zu sprechen:

„Stanislaus Rozleda, Du bist am Ziele. Du bist der Erde wiedergegeben, von der Du genommen worden bist.

Es war der Wille des Ewigen und Unerforschlichen, daß Du ferne von Deiner irdischen Heimstätte von hinnen gehen solltest.

Aber wir sind ja überall gleich weit und gleich nahe der himmlischen.

Wir wissen nicht, ob Du allein standest in der Welt oder ob Du ein geliebtes Weib und blühende Kinder dein eigen nanntest. Vielleicht harren Deiner auch noch die Eltern. Dein Mund sprach eine andere Sprache als wir. Wir meistern die Deine nicht. Wir konnten also nicht durch unser Wort Trost in Deine Seele gießen.

Wir konnten nicht bis in die Tiefen Dein Herz erforschen. Aber aus der Gelassenheit, mit der Du die großen Schmerzen trugest, wissen wir, daß Du ein ganzer Mann warst. Und daß Du gut warst, das verriet uns Dein Auge. Die Dankbarkeit, die Deinen Blick beseelte, mit der Du die Mühe lohntest, die um Dich sorgte. Wir wissen genug.

Stanislaus Rozleda, Du bist Deiner Pflicht bis zum Tode getreu gewesen. Es wird Dir der Herr die Krone nicht vorenthalten, die er jenen versprochen hat, die die Pflicht höher stellen, denn dieses Leben.

Wir wissen nicht, wo Deine Wiege stand, nicht, wo einst Deine Kraft wirkte. Es ist uns verborgen geblieben, was Du warst, ehe Du dem Rufe des Kaisers und des Vaterlandes folgtest. Nichts gibt uns Kunde, ob Du

fremdem Willen untertan warst oder vielleicht anderen Herr warst.

Vielleicht warst Du gesegnet mit Gütern, vielleicht war blühendes Land Dein eigen und ein wirtliches Haus.

Aber es ist auch möglich, daß Du in harter Frohn dem Leben dienen mußtest, Tag um Tag. Wir wissen nicht, ob Du um kargen Lohn als Holzfäller oder Steinklopfer schafftest, das Haupt voll Sorgen. Vielleicht hatte Dir die gütige Vorsehung dazu ein frohes Gemüt gegeben, daß Du trotzdem sorglos schliefst.

Wir wissen nichts. Denn die Wege sind abgebrochen, die zu Deiner Heimat führen. Der Feind hat sie verheert und verwüstet. Vielleicht ist auch Dein wirtliches Haus in Flammen aufgegangen und Dir alles genommen worden, was Du an Irdischem besaßt.

Und doch sehntest Du Dich nach Deiner Heimat. Alle Liebe, die Dich in dieser Stadt betreute, konnte sie nicht verblassen machen.

Und diese Liebe zur Heimat bindet Dich, Stanislaus Rozleda, an uns. Die Liebe zu diesem Reich und zu dem, der in seiner Güte es beherrscht wie ein Vater, zu unserem großen, gütigen Kaiser.

Ein langes, reich gesegnetes Leben hat Ihm der Allmächtige gegeben. Aber die Weisheit des Allweisen hat auch viel Sorge und Leid auf seinen Weg gelegt. Nichts ist Ihm erspart geblieben an Schmerzen und hochbetagt muß er sein Reich vom Krieg verheert sehen. Er, dem der Friede als das höchste Gut gilt.

Um dem Vaterlande den Frieden wiederzugeben und es unverletzt zu erhalten, sind die Söhne unseres Landes ausgezogen wie alle wehrhaften Männer aus dem großen Reich, freudig und voll Zuversicht. Denn es gilt für das Höchste zu kämpfen, für Ehre und Recht.

So bist auch Du ausgezogen und hast das größte Opfer gebracht, das dieser hohen Zeit gebracht werden kann, Dich selbst.

Das bindet Dich, Stanislaus Rozleda, an uns und uns an Dich.

Deshalb weinen um Dich, der Du doch nur ein Sandkorn gewesen bist, die Frauen und Mädchen. Deshalb trauert um Dich diese, Dir fremde Stadt, obgleich Du vielleicht nur ein armer Steinklopfer oder ein' Holzschläger warst.

Deshalb hat diese deutsche Stadt Dich mit den höchsten Ehren im Tode bedacht, wie sie um Dich mit Eifer sorgte, als du noch atmetest.

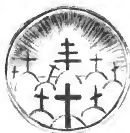
Wenn Du der Mächtigste dieses Gebietes gewesen wärst, wenn Deine Hand tausendfach Segen verstreut hätte, es hätten nicht mehr Tränen um Dich fließen können, nicht mehr wären den Weg mit Dir geschritten.

Sei bedankt für das, was Du tatest. Denn Du starbst auch für uns.

So sei denn Dein Weg gesegnet, Stanislaus Rozleda. Möge der Allgütige Deinen Fuß über Rosen leiten. Du bist Deiner Pflicht getreu geblieben. Zuhöchst aber steht die Pflicht. Amen."

Aus dem Pathos war allmählich eine tiefe Bewegung gequollen. Sie ergriff alle. Und als der Monsignore schloß, da klang machtvoll wie Orgelton das Amen der Zuhörer über den leuchtenden Friedhof.

Das war Stanislaus Rozledas Begräbnis, des armen polnischen Landsturmmannes, der vielleicht ein Holzschläger oder Steinklopfer war...



Das ungastliche Forsthaus.

Der elegante Dampfer der Donaudampfschiffahrts-Gesellschaft war von Wien aus außerordentlich stark besetzt. Das war kein Wunder. Denn seit einer Woche herrschte große Hitze. In den überfüllten Abteilen der Eisenbahnen war es infolgedessen sehr ungemütlich. Wie ganz anders, wie herrlich und angenehm war dagegen die Reise auf dem Salondampfer. Da empfand man die strahlende Sonne als etwas köstliches und der Wind, der über die mit weißen Plachen überspannten Verdecke wehte, wirkte erfrischend.

Geschäftig war das Gewimmel, buntgefärbt die Menge, die den „Erzherzog Karl" bevölkerte, der ruhig auf der spiegelglatten Fläche des großen Stromes dahinglitt. Ein Musikante stand auf dem Verdeck, in wehendem Mantel und breitem Hut. Er blies: „Es wär so schön gewesen"; dem ließ er alle möglichen anderen Lieder in Moll folgen. Ganz eichendorffisch konnte einem dabei zu Mute werden. Zöglinge einer Lehrerinnenanstalt, lauter schlanke, hübsche Mädels, fuhren mit. Ihre Mäulchen gingen eilig und silbern scholl ihr Lachen über das Schiff. Unter den Gästen gab es natürlich viele Wiener, gemütliche und behäbige Leute, die sofort nach unten verschwanden, als der Kellner frische Küche ankündigte. Dann sah man Magyaren mit schweren, tiefschwarzen Schnurrbärten. Auch eine Gruppe junger Offiziere war da, die viel Zigaretten konsumierten. Den Rest bildeten schweigsame Fremde. Einige schienen Engländer zu sein.

Sie rauchten aus kurzen Pfeifen und trugen Halbschuhe mit Maschen. Unter den breiten, niedrigen Mützen sahen gebräunte, hochmütige Gesichter hervor. Sie bildeten übrigens keine Einzelgruppe. Etliche waren am äußersten Ende der ersten Klasse wie festgenagelt mit dem roten Bädeker in den kräftigen Händen. Andere saßen rückwärts und räkelten sich in den Liegestühlen nach Geschmack und Stimmung, ohne dem Nachbar einen Blick zu schenken.

Ein junges Paar saß abseits. Beide hatten buntfärbige Bücher in den Händen. Man konnte in großen Buchstaben gehaltene englische Titel erkennen. Er war groß, rasiert und hatte ein ausdrucksvolles, kluges Gesicht mit unruhigen Augen. Er war mit einem farbigen Seidenhemd bekleidet, die Mütze saß ihm tief in den Augen, als ob er seine Blicke nicht beobachten lassen wollte.

Seine Genossin war gleichfalls mehr als mittlerer Größe. Ihr Haar war blond, während das seine dunkel war. Sie hatte ein hübsches Gesicht, das bleich neben dem seinen schien. In den Ohren trug sie merkwürdig geformte Ringe, wahrscheinlich orientalischen Ursprunges. Die Sonne blitzte in ihnen. Die Augen der Beiden wanderten fast immer zu den Ufern, zu den fernen Kirchtürmen oder zu dem weiten Ackerland. Riesige Rinderherden und Pferdekoppeln lagerten bisweilen am Wasser und breite, sandige Wege mit tiefeingeschnittenen Wagenspuren führten landeinwärts.

In Preßburg verloren wir viele Gäste. Und im Laufe des Tages wurden immer weniger. Ein paar

neue Passagiere stiegen zwar auf, aber sie konnten den Ausfall nicht ersetzen.

Das Paar begann nun zu photographieren: Türme, die man sah, verfallene Burgen, Schiffe, an denen wir vorbeikamen. Ja, von unserem Schiffe selbst machten sie Aufnahmen.

Beim Mittagsessen war ich mit meinen Tischnachbaren so weit bekannt geworden, daß wir uns nachher am Deck bei einer Zigarre zusammensetzten.

Es waren österreichische Offiziere, die in ihre neuen Garnisonen fuhren.

Der eine nach Maria-Theresianopel, das die Magyaren nun Szabadka nennen, der andere nach Semlin. Sie waren von der Wiener-Neustädter Akademie her mit einander befreundet. Lustig waren beide und doch voll Ernst und Feuer, wenn sie von ihrem Berufe sprachen.

Wir plauderten über mancherlei: vom Orient, von dem Krieg, der am Balkan zuende gegangen und von dem, der kommen würde. Denn wir waren alle überzeugt, daß über kurz oder lang einer kommen würde.

Wir näherten uns einer Station. Mählich war die eine Engländerin, die mit ihrem Gatten einsam in den Büchern las, in unseren Gesichtskreis gekommen. Sie stand einige Schritte vor uns an der Bordwand. Der Wind preßte die Kleider an ihren Leib. Man konnte daher ihren herrlichen Wuchs deutlich erkennen. Unwillkürlich schwiegen wir und beobachteten die prächtige Silhouette. Der Wind wurde, als das Schiff

drehte, heftiger und löste mählich ein Spitzentuch, das die Dame lose um die Schultern geschlossen hatte. Jeden Augenblick konnte es über die Deckwand ins Wasser getrieben werden. Sie schien nichts davon zu bemerken. Die eine ringgeschmückte Hand auf die Barriere gestützt, neben der sie stand, sah sie zum Ufer hinüber. Sie schien jemand zu erwarten.

Da stand ich auf und näherte mich der Engländerin. In englischer Sprache sagte ich zu ihr: „Verzeihen Sie, gnädige Frau. Ihr Spitzentuch ist in Gefahr, vom Winde entführt zu werden."

Sie würdigte mich keiner Antwort, ja keines Blickes. Als ihr Auge dann doch, während das Spitzentuch bereits auf dem Wasser schwamm, mich traf, sah ich Erstaunen in ihrem Blick. Sie verstand entweder nicht englisch oder sie war stumm.

Als sie das Tuch im Wasser treiben sah, begriff sie erst. Da nickte sie kurz, wie zum Danke. Sie zeigte aber keinerlei Bedauern über den Verlust des doch wertvollen Objektes. Ihre Blicke gingen wieder zum Ufer.

Verwundert und ein bißchen verstimmt wandte ich mich um, um zu meinem Sitz zurückzukehren. Da sah ich, daß ihr Gatte uns mittlerweile photographiert hatte. Er schob gerade die Kamera zusammen.

Die Offiziere lächelten. „Abgeblitzt," sagte Markbreiter. Oberleutnant Rauchenegger schüttelte den Kopf. „Eine merkwürdige Gesellschaft," brummte er. „Hat englische Bücher in den Händen und versteht nicht englisch."

„Wenigstens nicht mein Englisch," bemerkte ich.

Nun lachten beide. „Das wäre möglich."

Aber wir behielten das Paar nun doch im Auge. Es schien dies zu merken und wechselte den Platz.

Es war Abend, als wir nach Budapest kamen. Die ungarische Hauptstadt lag in einem Kranz glanzvoller Lichter. Schon lange, bevor wir sie in Sicht bekamen, kündete uns der helle Himmel ihre Nähe an. Endlich blitzten die zahllosen Lichter der Quais auf und bestrahlten den von Booten und Dampfern belebten Strom. Über die gigantische Kaiser Franz Josefsbrücke tobte der Verkehr. Unten heulten Sirenen, oben warnten Huppen. In dem Gewühl, das auf einem Dampfer immer entsteht, wenn die Endstation in Sicht kommt, war uns das Paar aus den Augen gekommen. Wir sahen es erst wieder, als er, ein schmales Köfferchen in der Hand, sich rücksichtslos durch die Passagiere drängte, die zuvörderst an der Treppe standen. Sie folgte ihm auf den Fersen. Auch diesmal sprachen sie kein Wort miteinander.

Einen Tag später setzte ich die Reise südwärts fort. Da es regnete und stürmte, benützte ich die Bahn. Wie vereinbart, traf ich mit den beiden Offizieren wieder zusammen. Marktbreiter stieg in Maria-Theresianopel aus, Rauchenegger fuhr bis Semlin mit. Es war eine vergnügte Fahrt, obwohl der Platz nie freigelassen werden durfte. Wir trennten uns mit Ausdrücken der Hoffnung auf ein baldiges und frohes Wiedersehen. Wir sahen uns nun freilich bald wieder,

viel früher, als wir es erwartet hatten, aber unter recht ernsten Verhältnissen ....

Ich war allein nach Belgrad hinübergefahren und dort nachts angekommen. Ich war begierig, die serbische Hauptstadt kennen zu lernen. Das holperige Pflaster und die schlechte Beleuchtung in der Nähe des Bahnhofes erzeugten eine große Enttäuschung. Diese wurde durch die Nähe eines splendid erhellten „Hotel Bristol“ nicht beseitigt. Ich fühlte mich erst wieder in Europa, als wir die Terrazzia erreichten, die mit mächtigen Bogenlampen besetzt war und ein gutes Holzpflaster hatte. Dort herrschte noch Leben. Die Nacht war mild, vor den Hotels saßen Gäste, es gab sogar noch Spaziergänger. Man hörte Lachen und Scherzen.

Ich bekam im Hotel ein leidlich ausgestattetes Zimmer, das mir vor allem deswegen gefiel, weil ich von den Fenstern aus die Donau und die Save zu Füßen liegen sah. Die Ferne verschwamm in Silbergrau. Der Mond hob dunkle Hügel aus dem klingenden Schwarz der Nacht.

Am nächsten Tag besichtigte ich die Stadt und machte einige Besuche. Am Abend besuchte ich das Theatre-Varieté. Es war in einem Hotel untergebracht. Ein langer, ziemlich schmaler Raum, dessen Ausstattung recht bescheiden war. Das Theater war stark besucht. Eine schwere Rauchwolke schwamm, da fast alles dem Tabak ergeben war, über den Köpfen. Mit wenig Erfolg kämpfte das elektrische Licht dagegen an.

Als ich meinen Sitz einnahm, war eben ein Jongleur an der Arbeit. Eine mittelmäßige Leistung, die aber trotzdem viel Beifall fand.

Mich interessierten seine Leistungen weit weniger als die Gäste. Natürlich begegnete ich lauter fremden Gesichtern, aber es gab manches markante darunter. Viele Offiziere waren da, junge Männer mit braunen Gesichtern. Sie sahen in den weißen Leinenblusen mit den goldenen Epauletten ganz schmuck aus.

Von einem Tisch in der Nähe der Bühne drang Gläserklirren und Lachen. Offiziere höherer Chargen saßen an ihm, auch einige Herren im Smoking. Sie machten zwei Damen eifrig den Hof. Die eine war in großer Toilette. Sie trug eine weiße Taille, die ausgeschnitten war. An dem Ausschnitte waren Blumen befestigt. Ein kostbarer Fächer kam in ihren Händen nicht zur Ruhe. Es war, wie ich zu meinem großen Erstaunen wahrnahm, die — Engländerin von dem Donaudampfer! Wenn ein Zweifel möglich gewesen wäre, ob ich mich nicht täuschte, so wurde er durch die Ohrringe beseitigt. Im Gegensatze zu der Schweigsamkeit auf dem Schiffe strömte ihre Rede nun lebendig. Ihre Augen waren voll feuriger Beweglichkeit. Leider konnte ich nicht feststellen, in welcher Sprache das Gespräch geführt wurde. Ich vermutete mit aller Berechtigung: in serbischer.

Eine Wiener Liedersängerin kündigte das auch in deutscher Sprache aufgelegte Programm an. Ich befürchtete bei der Abneigung der Serben gegen Wien einen Durchfall der Dame, die bald hochge-

schminkt und ebenso geschürzt erschien. Sie hatte keine Stimme, aber hübsche Toiletten, die sie mit dem Reste verwüsteter Schönheit in das hellste Licht zu stellen suchte. Mit kokettsüßlichem Augenaufschlag sang sie sentimentale Wiener Lieder und erntete stürmischen Applaus. Sehr lebhaft klatschte auch die Engländerin Beifall. Ihren Gatten sah ich den ganzen Abend nicht, obwohl ich blieb, bis die Gesellschaft aufbrach. Ich gab dem Kellner einen Dinar Trinkgeld, um zu erfahren, wer sie sei. Aber der Jüngling erklärte mir, er kenne die Dame nicht. Sie sei zum erstenmal im Varieté erschienen. Nur die Herren seien ihm bekannt. Der eine, mit dem kurzen Bart, sei ein Oberst.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein Monat war seit jenem Abend verstrichen. Das furchtbare Attentat in Sarajevo hatte die Welt in furchtbare Erregung versetzt. Dann kam das Ultimatum Österreich-Ungarns an Serbien. Es war an jenem berühmten Samstag im Juli, an dem die Frist ablief, die Wien gestellt hatte. Aus Belgrad hatte eine massenhafte Flucht der Österreicher begonnen. Die Züge nach Semlin waren überfüllt. Auf der Donau und Save wimmelte es von Dampfern, Kähnen und Fähren.

In Semlin waren Truppenverstärkungen eingetroffen. Das Militär stand marschbereit in den Kasernen. Der Bahnhof war militärisch besetzt.

Ein unglaubliches Gedränge, herrschte auf ihm. Angst, Furcht und ähnliche Gefühle las man in den Gesichtern der Flüchtlinge. In verwirrender Fülle stand überall Gepäck herum. Es war von der merkwürdigsten Art. Denn was man just unter die Hände bekam, nahm man mit. Die Flüchtlinge wußten ja, daß es ein Abschiednehmen für immer war. Kein Mensch zweifelte, daß in den nächsten Stunden die ersten Schüsse fallen würden. Man schlug sich um die Plätze in den endlosen Zügen, die zusammengestellt wurden. In der Revisionshalle wurden förmliche Kämpfe ausgefochten. Die Pässe wurden genau durchgesehen. Soldaten und Gendarmen bewachten die Ausgänge auf dem Perron. Dabei glutete eine schwüle Hitze über dem Lande.

Die Lokomotiven stießen wiederholt lange, gellende Pfiffe aus. Aber die Kondukteure konnten nicht das Zeichen zur Abfahrt geben. Denn immer noch kletterten Passagiere auf die Trittbretter. Wenn sie an einer Stelle heruntergezogen wurden, versuchten andere den gleichen Vorgang.

Im letzten Augenblick, als der Oberkondukteur bereits das Signal zur Abfahrt gegeben hatte, liefen aus der Revisionshalle ein Herr und eine Dame eilig über die Geleise und es gelang ihnen noch, ein Kupee erster Klasse aufzureißen, in dem sie verschwanden. Der Versuch war sehr gefährlich, denn der Zug war schon in Bewegung.

Oberleutnant Rauchenegger hatte denn auch einen Warnungsruf ausgestoßen und eilte herbei, wenn

ja eine Person abglitt. Verblüfft starrte er dem enteilenden Zuge nach. Es war, als ob er etwas merkwürdiges erlebt hätte. Ohne Verzug eilte er dann in den Revisionssaal und wandte sich dringlich an die Beamten, die in einem Winkel standen und sich den Schweiß von der Stirne wischten. „Ich bitte dringend um eine Aufklärung, meine Herren. War nicht ein Engländer oder vielmehr ein Engländer und eine, vermutlich als seine Frau bezeichnete Dame unter den aus Serbien Gekommenen?"

Ein junger Assistent besann sich. „Ja. Ein Engländer, Herr Oberleutnant. Und seine Frau. Wer weiß, wie sie hießen, Dunacan oder dergleichen und seine Frau."

Der Offizier nickte sehr befriedigt. „Danke, Herr Assistent. Ganz zum Schluß kamen die beiden wohl?"

„Jawohl. Ich wollte sie nicht mehr vornehmen. Aber da es Ausländer waren und man nicht weiß, wie lange die Züge verkehren werden, nahm ich sie doch noch vor."

Oberleutnant Rauchenegger, den ich auf meiner Rückreise in Semlin besucht hatte und der also die Theater-Varieté-Geschichte kannte, nickte noch einmal. „Das sind sie gewesen. Es sind keine Engländer, sondern augenscheinlich serbische Spione."

Der Assistent zuckte die Schultern. „Der Paß ging in Ordnung," sagte er steif.

„Wohin fuhren sie?" forschte der Offizier weiter.

„Die Karten lauteten für Budapest."

Rauchenegger eilte zum Stationschef und ersuchte, allen Stationen telegraphisch die Beschreibung des Paares zu geben, die er rasch niederschrieb. Es wurde angeordnet, daß sie in Maria-Theresianopel aus dem Wagen gebracht und in Verwahrung genommen werden sollten, bis die Sache sichergestellt worden.

In der denkbar größten Spannung erwartete man das Kommende. Aber nach drei Stunden teilte der Stationschef Rauchenegger mit, daß man das Paar im Zuge nicht gefunden habe.

Eine Verwünschung entfuhr den Lippen des Offiziers. „Schade, daß ich einen Augenblick zu spät kam. Ich hätte das Paar auf mein Risiko verhaften lassen.“

Wie sichergestellt wurde, hatte auf der ganzen Strecke von Semlin bis Maria-Theresianopel niemand den Zug verlassen, auf den auch nur im Entferntesten die Beschreibung Raucheneggers Bezug haben konnte. In einer Nebenstation waren zwei Nonnen dem Zuge entstiegen, die sich rasch in das Dunkel der Nacht verloren hatten...

Noch in derselben Nacht, als Serbien die Note der österreichisch-ungarischen Regierung abgelehnt hatte, wurden riesige Militärzüge gegen die serbische Grenze geleitet. Auf einer Brücke waren Schienen entfernt worden. Nur durch eine glückliche Fügung entdeckte man das ungeheuerliche Verbrechen. Sonst wäre der Zug in die Tiefe gestürzt. Der die Strecke begehende Bahnwächter hatte niemand in der Nähe

des Bahnkörpers gesehen, als zwei graue Schwestern, die leise Gebete flüsterten . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es war in den Augusttagen, als um Schabatz gekämpft wurde. Nicht nur gegen die serbische Armee mußte erbitterter Kampf geführt werden, fast noch mehr gegen das Heer der Komitatschis, die wie die Pilze aus dem Boden wuchsen. Aus jedem Maisfelde, aus den Wipfeln der Bäume richteten sie ihre Flinten zu heimtückischem Mord gegen die Österreicher. Aus Kellern stiegen sie in schweigsamen Nächten und von Dachböden aus verrichteten sie ihr schändliches Werk. Männer, Frauen, ja halbwüchsige Knaben waren daran beteiligt und Greise mit gebeugtem Rücken.

Es war ein furchtbares Ringen. Dazu kam der Regen, der stromweise niederging. Die Wälder rauchten im Nebel, die Furchen der Felder waren voll klebrigen Schlammes. In den Geleisen der elenden Wege rauschte das Wasser. Der Wind schüttete es von den Bäumen unbarmherzig in den Hals und in den Nacken der Soldaten. Sie klapperten vor Kälte . . . . .

Kam irgendwo ein Haus oder eine Hütte in Sicht, dann mußten die Gewehre schußbereit genommen werden. Denn oft jagte im nächsten Augenblick ein Hagel von Kugeln über die Österreicher hin und streckte sie zu Boden.

Oberleutnant Rauchenegger hatte eine Patrouille ausgeschickt, die gegen Sturm und Regen mühselig ankämpfte. Es war ein ödes Gebiet, das selbst von

den Komitatschis verlassen schien. Nichts als Wald. Der Oberleutnant hatte sich bei einem Sturz einen Knöchel leicht beschädigt und kam nur langsam vorwärts. Als lange Zeit niemand zurückkam, machte er sich wieder selbst auf den Weg. Er tat dies vorsichtig, mit dem Revolver im Gurt.

In der Nähe eines Wassergrabens stolperte er über etwas. Er griff darnach. Denn es wurde Nacht und man sah fast nichts mehr. Mit einiger Mühe hob er eine kleine Leiter in die Höhe. Ein merkwürdiger Fund. Immerhin konnte ein Haus nicht allzuferne sein. Infolgedessen verdoppelte er seine Vorsicht und nahm den Revolver in die Hand.

Plötzlich sah er gegen den hellen Himmel eine Gestalt auftauchen. Er trachtete, sofort einen Baum als Deckung zu gewinnen. Der andere mußte ihn aber auch bemerkt haben. Denn er hörte den Anschlag eines Gewehres und gleichzeitig erfolgte der Anruf: „Halt, wer da?“ Der Oberleutnant erkannte die Stimme und rief „Zugsführer Nießner?“

„Zu Befehl, Herr Oberleutnant.“ Dann scholl ein fröhlicher Ruf.

Der Oberleutnant wurde besorgt. „Zum Kuckuk,“ mahnte er, „Nießner, nicht so laut!“

„Melde gehorsamst, es ist nichts zu befürchten, Herr Oberleutnant. Es ist keine feindliche Seele in der Nähe. Wir haben alles abgesucht. Als wir wie Mäuse gebadet waren, haben wir Glück gehabt. Wir sind in einem Hause gelandet.“ So berichtete der junge Zugsführer und lächelte.

„War es unbewohnt?“ forschte der Offizier.

„Nein. Eine Frau haust drin. Sie hat uns kniefällig gebeten, ihr nichts zu leide zu tun.“

Der Oberleutnant fragte trotzdem eindringlich weiter. „Ist auch alles genau vorher durchsucht worden?“

„Zu Befehl, Herr Oberleutnant. Herr Leutnant Hegialy hat eine genaue Visitation angeordnet gehabt. Es war nicht viel zu untersuchen. Die Hütte muß eine Art Hegerei sein. Zwei Gelasse sind das Ganze. Das eine war rattenkahl. In dem anderen ist nicht viel mehr.“

„Keller und Boden sind doch auch untersucht worden?“

„Keller gibt es keinen. Der Boden ist voll Heu. Wir haben mit Bajonetten hineingestochen und einzelne Stellen herausgegraben. Es war nichts,“ berichtete der Zugsführer.

Währenddem näherten sie sich dem Hause, dessen Umrisse undeutlich gegen den Himmel sich abzeichneten. Es goß in Strömen.

„Ist Leutnant Hegialy auch drin?“

„Zu Befehl. Er hat sich auch ein bißchen den Fuß vertreten. Da liegt er auf einer Bank drin. Wir haben auch in die Bäume da geschossen. Für den Fall, als die Komitatschis ihr Nest hinein gebaut hätten.“

Ein dünner Rauch stieg über dem Haus zum Himmel. Es stand auf einer kleinen, nach zwei Seiten offenen Lichtung. Rückwärts trat der Wald fast bis

an die Chaluppe heran. Die winzigen Fenster strahlten ein rötliches Licht aus. „Woher kommt der Rauch?“ forschte der Offizier. Er hob den Revolver schußbereit.

„Die Frau hat auf unseren Wunsch — sie versteht einige Brocken deutsch — Feuer angezündet, damit wir wenigstens die Mäntel halbwegs trocken kriegen.

Wir denken auch an Tee. Korporal Jütner hat noch ein Packl. Es ist Wasser im Haus. Die Frau hat natürlich vorher tüchtig davon trinken müssen.“

Der Zugsführer war fröhlich. Das war kein Wunder. Denn der Regen währte schon den zweiten Tag. Oberleutnant Rauchenegger fühlte zeitweilig ein Frösteln über seinen Rücken streichen. Denn auch er war bis auf die Haut durchnäßt.

Über ein Rinnsal vor der niedrigen Türe war ein Stein gelegt. Er sah ihn nicht und stolperte. Dieses Geräusch und das Klirren des Säbels mochte man in der Stube gehört haben. Die Türe wurde aufgerissen. Ein Soldat erschien in derselben. Der Zugsführer hatte gleichzeitig seine elektrische Taschenlaterne geknipst.

In der Stube, deren Wände schwarz voll Schmutz waren, brannte eine kleine, flackernde Petroleumlampe. Der Zylinder war oben ausgebrochen. Sie stand auf einem großen Tisch, der die Mitte des Raumes einnahm. An dem Tische lehnte eine Frau und sah, wie die Soldaten, den Eintretenden entgegen. „Brandenburg,“ rief der Zugsführer. „Der Herr Oberleutnant ists.“

„Servus, Rauchenegger," ließ sich aus einem Winkel eine Stimme vernehmen. „Willkommen im Hotel Forsthaus. Zentralheizung. Haus ersten Ranges mit allem Komfort der Neuzeit. Mäßige Preise. Eljen."

Ein fröhliches Lachen schloß sich an diese heitere Anpreisung. Es war Leutnant Hegialy, der die kleine Rede gehalten. Ein blutjunger, brauner Deutschungar. Er lag auf einer Bank.

Eine warme Luft schlug dem Oberleutnant entgegen. In dem offenen Herde prasselte Holz. Es war anheimelnd, ein Dach über sich zu haben und trockenen Boden unter den Füßen. Ein tiefer Atemzug entfloh Raucheneggers Brust. Die schweren Schuhe der Soldaten stießen stramm auf den Lehmboden. Er winkte ab. Der Zugsführer wollte ihm den triefenden Mantel von den Schultern ziehen. Doch er stieß ihn zurück....

Die Augen des Oberleutnants ruhten starr auf der Frau, die an dem Tisch lehnte. Sie war in den schweren, billigen Loden gekleidet, wie ihn die armen serbischen Bauern tragen. Ihr Rock war kurz. Die Beine staken in Strümpfen mit bunten Stickereien. Unter dem Leibchen wogte die Brust heftig. Das Haar schien grau, die Wangen waren schmal. Dunkelglühende Augen waren durch lange Wimpern verdeckt. Ein schönes Weib. Es bemühte sich, eine demütige Haltung einzunehmen und doch verriet alles an ihr Stolz.

Oberleutnant Rauchenegger starrte wortlos auf die Frau. Unter seinem Blick erhob auch sie einen Atemzug lang die Augen. Das Gesicht erinnerte ihn an .....

War es der Sturm, der durch die noch immer offene Türe hereinflutete oder hatte es das Weib getan, das Licht erlosch plötzlich. —

„Achtung, Gefahr!“ schrie der Oberleutnant. Zugsführer Nießner schleuderte mit einem Ruck die Türe zu. Mit einem Sprung war Rauchenegger beim Tisch und griff nach dem Weibe. Er wußte nun, wer es war — die Engländerin! Ein Schlag traf ihn. Aber er erreichte nicht sein Gesicht, sondern nur die Schulter. Es war ihm, als spüre er Eisen auf der Haut.

„Licht!“ schrie er. Nießners Lampe flammte auf und der mattfahle Schein beleuchtete ein bleiches, von ungeheurem Haß durchwühltes Frauengesicht. Ihre Hände fuhren nach den Augen des Oberleutnants. Er schützte sich mit den Händen. Blut rann über diese.

Leutnant Hegialy war herbeigesprungen. Er riß die Hände der Wütenden auf ihren Rücken zurück. Sie stieß einen Schrei aus. Unmittelbar darauf fielen einige Schüsse. Sie kamen nicht durch die Fenster Es blitzte von oben. Die aus schweren, rauchgeschwärzten Balken gefügte Decke hatte oberhalb der Stelle, wo der Tisch stand, einen kleinen, runden Ausschnitt. Er sah aus, als ob er für den abziehenden Rauch

bestimmt wäre. Von dorther kamen die Schüsse. Rauchenegger schoß hinauf.

Die Schüsse hatten keinen der Soldaten verletzt, die außerhalb des Tischkreises standen. Nur eine Person war von ihnen getroffen worden, die Serbin! Sie fiel zu Boden.

Das Licht erlosch auf ein neues Kommando Raucheneggers. Auf ein zweites eilte die Patrouille hinaus und umzingelte die Hütte. Eine Fläche des Daches begann sich zu bewegen. Blitzschnell richteten sich dorthin die Gewehre. Zwei Schüsse kamen als Antwort, dann blieb es still.

Oberleutnant Rauchenegger befahl, Feuer an das Haus zu legen. Bald züngelten die Flammen zum Dach empor. Das war zwar naß und bot Widerstand, aber das Heu war trocken und brannte lichterloh.

Wieder bewegte sich die geheime Türe am Dache. Ein Mann sprang, vom Rauch getrieben, heraus und lief über das unten aufgebogene Dach. Ihm folgte eilig ein zweiter. Diesem ein dritter, dem die Haare brannten. Sie sprangen rückwärts ab. Von dem Sturze etwas betäubt, blieben sie einige Augenblicke liegen. Bevor sie Widerstand leisten konnten, waren sie von den Soldaten überwältigt. Man setzte ihnen die Gewehre auf die Brust.

Es waren Komitatschis. Große Männer mit wilden, verwegenen Gesichtern. Die Kleider hingen ihnen in Fetzen vom Leibe. Die Hand des einen

blutete. Er war getroffen worden. Zwei von den Komitatschis trugen auf den Mützen das Zeichen der Obrana: die gekreuzten Totenschädel mit der Umschrift: Swoboda neb Smrt. Freiheit oder Tod!

Der dritte riß die Lodenjoppe herunter. Eine Uniform kam darunter zum Vorschein. „Ich bin Offizier," sagte er in fremdklingendem, aber verständlichem Deutsch. Er war groß und sehnig. Ein kurzer, schwarzer Schnurrbart lag über den trotzigen Lippen. Seine Augen sahen finster.

Oberleutnant Rauchenegger trat langsam, die Waffe in der Hand, an ihn heran. Das Feuer schuf genügend Licht, um den Serben genauer betrachten zu können. Dem Oberleutnant war es, als ob er es geahnt. Ein Frösteln lief über seinen Körper. Es war der „Engländer" von der Donaufahrt.

Schweigend standen sie sich gegenüber. Es war kein Zweifel, auch der Serbe hatte den österreichischen Offizier erkannt. Eine Sekunde lang zuckte sein Mund.

„Wo ist Natalie, meine Taube?" fragte er nach einer Weile und seine Augen suchten.

Leutnant Hegialy wies auf die am Boden liegende Gestalt der Frau, die man in einiger Entfernung von dem brennenden Hause niedergelegt hatte. Sie atmete nur mehr schwach. „Euere Schüsse haben sie getötet."

Der Serbe warf sich über die Sterbende und rief sie in seiner Sprache an.

Es waren leidenschaftliche Rufe, die keine Antwort fanden. Das schöne Gesicht, in das die wenigen Wochen tiefe Furchen gezogen, blieb unbeweglich. Die halbgeschlossenen Augen öffneten sich nicht mehr.....

Beim Morgengrauen wurden die zwei Komitatschis an die nächsten Bäume geknüpft. Der verlöschende Rauch hüllte sie ein.

Der serbische Hauptmann wurde als Offizier behandelt. Er erhielt eine Salve. Lautlos schlug er auf den nassen Grund....



Ausklang.



Es ist eine große, ernste und furchtbare Zeit. Nie sah die Welt so viel Größe und nie so viel Schmerz. Niemals lösten sich die Menschen so frank von allem Irdischen. Zu keiner Zeit hatte das Leben weniger Wert für den Einzelnen, nie wurde es so freudig hingegeben um des Größten willen, was wir auf der Erde besitzen: das Vaterland.

Nie aber auch war die Menschheit mehr bedacht, das Leid und die Schmerzen zu lindern, die in jedem Dorfe und in jeder Stadt weinen. Nie ging mehr Liebe durch die Welt als in den Tagen, deren Licht wir trinken.

Wer die Ehrfurcht nicht kennte, der müßte sie lernen vor der übermenschlichen Größe, die das Rote Kreuz und den Roten Halbmond überschatten.

Wunden und Rosen haben dieselben Farben. Kaum je ist das Leid so lautlos, wie ein willig gebrachtes Opfer getragen worden als in dieser Zeit.

Und wenn es auch schien, als ob die Menschlichkeit Schiffbruch gelitten, als ob die wilden Leidenschaften alle Dämme niedergerissen und alle Kultur vernichtet hätten, so ist es doch nicht so.

Die Welt steht in Flammen. Der großen Herzen sind nicht weniger geworden und die Liebe nicht geringer.

Männerfäuste, so eisern wie der Stahl, den sie führen, haben sich lind und mild wie Frauenhände um bleiche Stirnen gelegt, wenn sie die Wehr beiseite getan. Diese Männer haben labende Worte gefunden und Barmherzigkeit geübt, die allumfassend wie deutsches Rittertum nur dem Herrn dient, niemand zu Danke.

Wenn der Sturm über die Schlachtfelder dahingebraust, gibt es keine Feinde mehr, nur Menschen.

Neben den unvergänglichen Heldentaten, welche die Hunderttausende schufen, die wir in heimatliche oder fremde Erde betteten, wird die Kunde davon wie der Duft junger Veilchen von den Blättern aufsteigen, wenn in der Vergangenheit, — die für uns noch Zukunft ist, — von dieser eisernen Zeit erzählt werden wird.

Auf den Schlachtfeldern der eisumstarrten, sturmumwüteten Karpathen lagen, wie Feldkuraten berichten, Russen, Honveds, Tiroler, Deutsche und Slaven nebeneinander. Der Tod streckte die Hand nach ihnen aus. Da sah man Kosaken, die mit blutenden Gliedern sich über sterbende Honveds beugten und ihnen die Stirn küßten. Mühselig öffneten sie die Feldflasche, um verdurstende Lippen zu laben.

Auf Flanderns blutgetränkten Wahlstätten sah ein schwerverletzter englischer Offizier, wie ein deutscher

Verwundeter an einen jungen Schotten herankroch. Der verlangte, vom Fieber geschüttelt, in einer Sprache, die der Deutsche nicht verstand, nach seiner Mutter. Der Deutsche, selbst von Schmerzen gequält, streichelte ihm die Stirn, netzte sie mit Wasser und sprach dem Fiebernden tröstend zu. Da kam eine Kugel. Sie traf den Deutschen in die Stirne, sodaß er sterbend neben dem Briten niedersank und im Tod sich ihr Blut vermengte.

Als deutsche Truppen durch Frankreich marschierten, fanden sie, ach, so viele frische Gräber an den Straßen aufgeworfen. Holzkreuze waren darüber aufgerichtet, an denen deutsche Helme hingen. Die Kolonne machte Halt, um ein andächtiges Vaterunser zu beten für die Kameraden und ein paar Feldblumen zwischen die Kreuze zu streuen. Kränze hingen an zweien. Auf diesen war zu lesen, daß französische Mütter sie den „deutschen tapferen Soldaten" gewidmet ...

Russische Offiziere vermachten dem österreichischen Roten Kreuz ihre ganze Habe zum Dank für die Güte, die sie im feindlichen Lande erfahren.

In den Moskauer Spitälern richteten am Weihnachtsabende Frauen des russischen Roten Kreuzes den deutschen und österreichischen Soldaten Christbäume auf. Der Duft der Tannen wehte durch die Stuben und zündete in den trüben Augen Lichter der Hoffnung an und Sehnsüchte wurden wach — nach Vaterland und Heimat ....

Mit Trommelwirbel und allen Ehren geleiteten deutsche Truppen vielmals Feinde, die in der Gefangenschaft gestorben, auf dem letzten Weg.

Selbst aus Serbien kam die Kunde, daß eine alte Frau als österreichische Soldaten erfroren und durchnäßt, in ihrer Hütte Einlaß begehrten, einen Pelz herbeischleppte, damit sie sich wärmen könnten.

In Basel fügte es der Zufall, daß deutsche Austauschoffiziere, die auf das schwerste verletzt worden waren, auf der Heimfahrt von Frankreich zusammentrafen mit einem Zuge, der französische Offiziere, die selbst Wundmale ihrer Tapferkeit am Leibe trugen, heimführen sollte nach deren Vaterlande.

Das Baseler Rote Kreuz hatte nicht genug Rosen herbeischaffen können, um diese ernsten und stillen Männer, die doch voll tiefer Freude waren, daß sie der Heimat zurückgegeben werden sollten, zu schmücken.

Da sprang ein französischer Offizier, als die Züge einander gegenüber standen, auf und warf aus dem niedergelassenen Fenster — die Sonne lag mit ihrem hellen Scheine wie grüßend über der Szene — eine Rose hinüber in den deutschen Zug. Da war im Nu alles auf den Beinen hüben und drüben, was noch ein Bein hatte, um es zu bewegen, oder noch eine Hand, um sie erheben zu können. Rosen flogen aus einem Zug in den anderen. Die Gesichter waren voll tiefer Bewegung. Tücher flatterten in den zitternden Händen,

man rief und nickte sich zu. Es waren Augenblicke von überwältigender Größe, die alle erschütterte.

Als die Züge sich in Bewegung setzten, der eine nach Frankreich, der andere nach Deutschland, da fanden sie den Weg freigemacht für das, um was wir kämpfen, für wahre Menschlichkeit! .....




Princeton University Library
32101 066413376




Princeton University Library
32101 066413376




Princeton University Library
32101 066413376


Princeton University Library
32101 066413376